Nr. 200 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 1. September 1929

Volkswille

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120.—, 1 ganze Seite 240.— Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20% Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0.60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 8. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Abschluß im Haag

Die Protokolle unterzeichnet — Letzte Sitzung am Sonnabend — Die Außenminister vor der Abreise Fortsetzung der Aussprache in Genf

Haag. Die Unterzeichnung der Abkommen über die Rheinlandräumung und die Vergleichskommission erfolgte durch die Vertreter der sechs einladenden Mächte: Stresemann, Briand, Henderson, Jaspar, Grandi und Adatschi. Folgende Schriftstücke wurden ausgetauscht:

1. **Ein Protokoll der sechs Mächte über den Abschluß der politischen Arbeiten der Konferenz.**
2. **Ein gemeinsames Abkommen der Lokarnomächte. (Deutschland, Frankreich, Belgien, Italien, England.) Ueber die Regelung der Vergleichskommission im Rheinland.**
3. **Ein gemeinsam von Frankreich, England und Belgien verfaßter Brief an Deutschland über die Einzelheiten der Räumung nebst drei Anhängen, die sich auf Einzelheiten der Durchführung der Räumung und die zu gewährende Amnestie beziehen.**
4. **Eine gleichlautende Antwort Deutschlands an Frankreich, Belgien und England, in der die Vereinbarung über die Rheinlandräumung bestätigt wird.**

*

Briand und Henderson nehmen an der Sitzung der Politischen Kommission teil, reisen dann aber mittags ab. Dr. Stresemann stattete vor Beginn der Sitzung Briand noch einen Besuch ab, in dem, wie verlautet, die Saarfrage erörtert werden sollte. Im Anschluß an die Sitzung der Politischen Kommission tritt die finanzielle Kommission zusammen, um die gestrigen Vereinbarungen in den finanziellen Fragen zu punktieren und das abschließende Protokoll auszuarbeiten. Die beiden Protokolle, das der politischen und das der finanziellen Kommission, werden am Sonnabend in der öffentlichen Vollversammlung der Konferenz öffentlich angenommen werden.

Macdonalds Glückwunsch an Henderson

London. Ministerpräsident Macdonald hat an den Außenminister Henderson folgendes Glückwunschtelegramm gerichtet:

„Beglückwünsche zu einem schönen Stück sachlicher Arbeit. Die Ergebnisse Ihrer Arbeit müssen schnell in der Pazifizierung Europas in Erscheinung treten."

Der Ausgang der Haager Konferenz wird in allen politischen und diplomatischen Kreisen mit großer Genugtung begrüßt. Der sachliche und moralische Wert des Abkommens wird auch für Deutschland so groß angesehen, daß die von deutscher Seite gemachten Zugeständnisse als nicht allzu hoch gewertet werden.

Noch immer Kämpfe in Palästina

Gespannte Lage in Syrien

London. Araber unternahmen einen neuen Angriff auf die jüdische Ortschaft Safed, 20 Kilometer von Tiberias entfernt. Sechs Juden wurden hierbei getötet. Aus anderen Gegenden werden Plünderungen gemeldet. Von Kaifa wurden Truppen zur Wiederherstellung der Ruhe entsandt. In den frühen Morgenstunden unternahmen britische Truppen einen Angriff auf mehrere Dörfer, um die im Besitz der Araber befindliche Beute zurückzubekommen. Hierbei wurden 12 Araber getötet. An der Grenze sind ziemlich starke Beduinentruppen versammelt, die auf eine günstige Gelegenheit warten, die Araber zu unterstützen. Transjordanien ist jedoch ruhig. Eine 1500 Mann starke Beduinenabteilung hat sich wieder ruhig zurückgezogen.

Der letzte in Jerusalem herausgegebene amtliche Bericht stellt fest, daß das Land im allgemeinen ruhig ist. Sämtliche britische Landstreitkräfte stehen unter dem Befehl von Oberst Dobbin, der die Truppen angewiesen hat, von der Waffe nur im allerdringendsten Notfall Gebrauch zu machen. Die Zahl der Toten wird amtlich mit 164 angegeben.

*

Jerusalem. Auf die Stadt Safeld wurde von Arabern ein nächtlicher Ueberfall verübt und zahlreiche Brände angelegt. Bei den Kämpfen wurden 9 Personen getötet und 30 verletzt. Außerdem werden viele Juden vermißt. Die Verluste der Araber sind unbekannt. Das an die Stadt Safed angrenzende Dorf Ainzetun wurde ebenfalls in Brand gesteckt und ging in Flammen auf. In der Nähe Jerusalems haben wieder nächtliche Plänkeleien zwischen Arabern und Militär stattgefunden.

Gespannte Lage in Syrien

London. Die Gerüchte von der Ermordung des französischen Konsuls in Jerusalem werden in Kairo amtlich dementiert. Dagegen wird bestätigt, daß die Erregung in Palästina und Syrien unerhöht andauert und namentlich in Syrien die judenfeindliche Einstellung an Ausdehnung gewinnt. Das Geschäftsleben in beiden Staaten liegt völlig still und die Preise gehen in die Höhe. In Damaskus, Beirut und anderen Zentren werden täglich Demonstrationen veranstaltet. Die Geschäfte sind zum größten Teil geschlossen.



Die beiden Verantwortlichen in Jerusalem

Der englische Gouverneur in Jerusalem, Keith Roach, im Gespräch mit dem Vorsitzenden des Obersten mohammedanischen Rates in Jerusalem, Hussein i Mufti, der als Drahtzieher der blutigen Unruhen in Palästina gilt.

Dr. Stresemann will direkt vom Haag nach Genf

Haag. Reichsaußenminister Dr. Stresemann wird sich, wie jetzt feststehen dürfte, vom Haag aus nicht nach Berlin, sondern direkt nach Genf begeben, um an den ersten Sitzungen der Vollversammlung teilzunehmen. Man erwartet, daß Macdonald auf Grund der zwischen den Außenministern getroffenen Vereinbarungen entweder am Dienstag oder am Mittwoch eine große grundsätzlich gehaltene Erklärung abgeben wird. In dieser Erklärung soll Macdonald eine allgemeine **Uebersicht über die englische Politik gegenüber den Vereinigten Staaten und Frankreich geben und zu den Abrüstungs- und Minderheitenfragen Stellung nehmen.** Es wird erwartet, daß unmittelbar darauf Stresemann und Briand das Wort ergreifen werden. Die Anwesenheit der Außenminister in Genf wird nur von kurzer Dauer sein. Stresemann dürfte kaum mehr als acht Tage in Genf bleiben und wird dann nach Berlin zur Berichterstattung über die Haager Beratungen zurückkehren.

Beginn der Völkerbundratstagung

Genf. Am Freitag mittag wurde die 56. Ratstagung mit einer geheimen Sitzung eröffnet, in der Verwaltungs- und Haushaltsfragen erledigt wurden. Daran schloß sich eine öffentliche Sitzung. Den Vorsitz führt der Vertreter Persiens, Ali Khan Poroughi.

Dem Verlauf und dem Ergebnis der Haager Konferenz wird von den hier eingetroffenen Abordnungen im allgemeinen große Zurückhaltung entgegengebracht. Jedoch ist man zweifellos darüber erfreut, daß in Genf keine Fortsetzung der Haager Arbeiten vorgenommen zu werden braucht.

*

Eine polnische Beschwerde vom Völkerbund an eine lokale Instanz verwiesen.

Genf. In der Freitag-Geheimsitzung des Völkerbundsrates hat der Rat eine der zahlreichen polnischen Beschwerden, in diesem Falle aus Oberschlesien, im Einvernehmen mit der deutschen und der polnischen Regierung von der Tagesordnung abgesetzt. Der Fall soll durch eine lokale Instanz zur Erledigung kommen.

Das Ergebnis

Ein abschließendes Urteil über die soeben beendete Haager Konferenz ist insofern nicht möglich, als abgewartet werden muß, welche Schlußfolgerungen die einzelnen Staatsmänner nach ihrer Rückkehr aus ihr ziehen werden. Allgemein wird man mit dem Resultat unzufrieden sein, weil jeder ganz andere Erwartungen hegte. Mit Ausnahme von England, dessen Prestige überaus zugenommen hat, ist der Abschluß nur auf große Zugeständnisse von allen Seiten erfolgt und man wird diese Opfer recht wohl damit begründen können, daß man den Anfang zur tatsächlichen Befriedung Europas unternommen hat. Die These von der Liquiderung des Krieges ist etwas voreilig ausposaunt worden und die Uebernationalisten haben mehr als reiche Gelegenheiten, gegen ihre Delegierten zu polemisieren, weil man im Haag mit realen Tatsachen rechnen mußte und nicht mit nationalistischen Phrasen, die natürliche Begleiterscheinungen aller internationaler Konferenzen sind. Selbstverständlich übertreibt man nicht, wenn man offen zugibt, daß die Hauptlasten wieder einmal auf den Besiegten, in diesem Falle Deutschland, abgeschoben sind. Und zugegeben, daß Deutschland wirklich der Retter der Konferenz ist, so soll man nicht vergessen, daß es damit auch seine weltpolitische Bedeutung zurückerlangt hat, daß es als Gleichberechtigter unter den Nationen auftreten darf. Demgegenüber ist das Zugeständnis der Ausgleichskommission oder wie man diese „Kontrollinstanz" zugunsten Frankreichs überhaupt benennen kann, von geringer Bedeutung und erträglich, daß es sich nicht um eine Entmündigung handelt, sondern um eine Institution, die in den verschiedensten Abkommen Deutschlands in Erscheinung trat. Und schließlich mußte Briand seinen Landsleuten wenigstens etwas bringen, nachdem seine Politik gegenüber England vollkommen gescheitert ist. Deutschland wird ab Juni keine fremden Truppen mehr beherbergen, die Räumung beginnt am 15. September und auch über die Saarfrage wird verhandelt. Im ganzen ein Erfolg, der nicht übersehen werden darf. Der Youngplan wird mit Bestimmtheit sowohl von Deutschland, als auch von Frankreich angenommen und da es sich um vollständige Räumung handelt, sind die noch zu lösenden Nebenfragen von geringer Bedeutung.

Freilich wird dieses Resultat von gewissen Stellen hart umkämpft, besonders von denen, die da meinen, daß nur ein Snowden erfolgreich heimkehrt und daß es der deutschen Delegation an Mut und Rückgrat gefehlt hat. Gewiß, an englischen Erfolgen gemessen, ist das Ergebnis für Deutschland gering. Aber England hatte auch kein Prestige zu verlieren, zählt zu den Siegerstaaten und hat gerade durch die Haltung Snowdens seine Weltbedeutung wieder erlangt. Der ehemalige oppositionelle Arbeiterführer Snowden wird in den nächsten Tagen der gefeiertste Mann sein. Aber er hat nicht hundertprozentig gesiegt, sondern mußte sich gleichfalls mit einem Teilerfolg begnügen. Was allen früheren Regierungen nicht gelungen ist, sich von der französischen Entente zu lösen, ist jetzt im Haag vollzogen worden. England hat seine Handlungsfreiheit erlangt, die Arbeiterregierung hat ihre Position gefestigt, wie sie selbst nach dem Wahlsieg unglaublich erschienen. Aber dieses Ergebnis war nur möglich, weil eben die Regierung Macdonald-Snowden unbelastet von Intrigen wirken konnte. Was ihre verantwortlichen Leiter im Haag den französischen Bankiers und der faschistischen Regierung Mussolinis abgerungen haben, das soll den englischen Arbeitslosen zugute kommen. Haag war nur der Anfang, denn das, was Snowden dort begonnen hat, wird auch im Lande selbst bei der gefestigten Position fortgesetzt, und es wird sich in den nächsten Tagen in Genf zeigen, daß Macdonald nicht weniger fest ist, als es Snowden im Haag war. Vergessen wir nicht, daß jeder Erfolg der englischen Arbeiterregierung der gesamten europäischen Arbeiterbewegung zugute kommt. Und darum ist der Abschluß im Haag auch für uns Sozialisten von ungeheurer Bedeutung. Man könnte meinen, daß neben Deutschland die Hauptlast auf Frankreich gefallen ist. Wohl geht der gewandte Staatsmann Briand mit ziemlich ramponierter Ehre aus dem Haag heim, aber er hat noch immer genügend heimgebracht. Vor allem ist es seiner Hartnäckigkeit zuzuschreiben, daß die Räumung um Monate hinaus verschoben wurde und er hat seine Vergleichskommission, die er im Verlauf ihrer Wirksamkeit gewiß zu einer Kontrollinstanz ausbauen wird wollen. Wenigstens wird er dies seinen Landsleuten begreiflich zu machen versuchen. Und die Konferenz hat auch gezeigt, daß nicht Briand der allmächtige Mann ist, sondern die Diplomaten des Quai d'Orsay, die die Politik im Haag leiteten und noch immer im Geiste

Poincarees beeinflußten. Finanziell hat Frankreich erhebliche Opfer gebracht und hat vor allem den Einfluß an England abgeben müssen, was man erst in den kommenden Wochen in Paris schmerzlich empfinden wird. Es ist in seiner Politik mehr denn je auf Deutschland angewiesen und es wird im wesentlichen Aufgabe der deutschen Diplomatie sein, die im Haag gesponnenen Fäden weiter zu ziehen und das Versöhnungswerk weiter fortzusetzen, welches sich angebahnt hat. Die deutsch-französische Verständigung hat im Haag einen Anfang genommen, der erfolgverheißend ist, wenn man diese Arbeit sorgsam aufnimmt. Das Märchen vom Erbfeind muß fallen im Interesse der deutschen Einflußsphäre, die es noch zu gewinnen hat, um zur früheren Macht und Größe zu gelangen. Es war bereits zu Beginn der Konferenz vorauszusehen, daß sich die Entscheidung ausschließlich zwischen England, Frankreich und Deutschland abspielen wird, daß den anderen Konferenzmächten mehr die Rolle der Vermittler zuteil wird. Das faschistische Italien hat nur dank der Festigkeit Frankreichs noch erhebliche Ergebnisse zu verzeichnen, aber auf seine Kosten ist auch Englands Erfolg teilweise zu buchen. Wie im Weltkrieg Japan und Belgien nur eine nebensächliche Rolle spielten, so ist ihnen diese auch auf der Haager Konferenz zuteil geworden, aber auch sie können mit ihren Erfolgen zufrieden sein.

Am schlechtesten haben die kleinen Mächte, darunter auch Polen, abgeschnitten. Zum Schluß hat man sie ja doch nur als überflüssiges Uebel betrachtet, man hat nach ihren Wünschen sehr wenig gefragt und sie schließlich bei den politischen Verhandlungen ganz ausgeschaltet. Sie sind ja auch von Frankreich nur geladen worden, um eine gewisse Hilfsstellung zu gewähren, sie mußten sich bescheiden und konnten hinsichtlich ihrer Forderungen ihre Wünsche nur durch Dritte äußern. Der Youngplan hat ihnen Quoten zugewiesen, die schließlich noch beschnitten werden sollten, wenn England doch auf volle Erfüllung seiner Forderungen bestanden hätte. Frankreich hat seinen Freunden einen schlechten Dienst erwiesen, wenn es sie nach dem Haag zur Hilfsstellung rief, geben konnte es ihnen nichts, da es selbst erhebliche Opfer bringen mußte. Für gewisse Staatsmänner ist dies eine neue Lehre, daß es besser ist, sich mit dem nächsten Nachbarn zu verständigen, als auf Hilfe von dritter Seite zu rechnen. Polen hat wenigstens die Zusage französischer Parlamentarier, die da versicherten, daß jeder Angriff auf Polens Integrität gleichbedeutend mit einem Angriff auf Frankreich zu werten ist. Eine schöne Versicherung, die aber an sich noch nichts bedeutet. Entgegen allen polnischen Forderungen wird das Rheinland geräumt ohne irgendwelche Sicherheiten und Grenzgarantien, die man so sehnsüchtig in Warschau bei Entsendung der Delegation nach dem Haag propagiert hatte. Und nach dem Haager Ergebnis sollte man auch in Warschau eine Umorientierung der Gefühle vornehmen und das Gute nicht in der Ferne suchen, wenn es doch so nahe liegt.

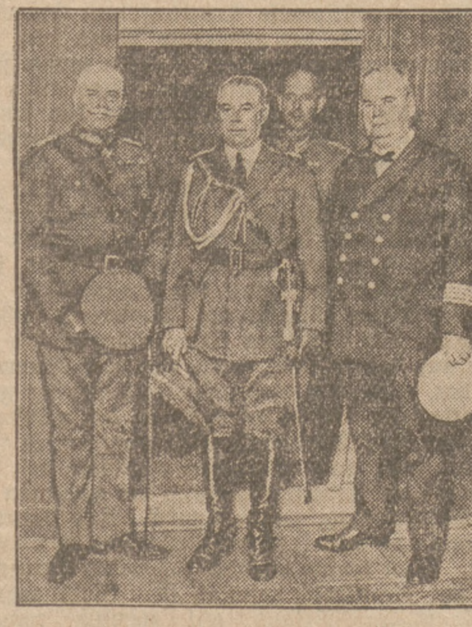
Freilich wäre es eine Ueberhebung, heute schon die Dinge im besten Fluß zu sehen. Erst nach der Ratifikation des Youngplanes in den verschiedenen Staaten wird man den Erfolg der Haager Konferenz bemessen können. Aber betrachtet man die ungeheuren Spannungen, die hart vor dem Abbruch stehenden Situationen, dann wird man beim Abschluß doch das Ergebnis nicht als unbedeutend bewerten können. Schließlich ist auch Haag trotz aller Einigungen die erste Konferenz, der bald andere folgen werden. Es war leichter, in vier Jahren Weltkatastrophe ein Chaos herbeizuführen, als die Welt wieder in geordnete Bahnen zu leiten. Und Haag war ein Schritt vorwärts, ungeachtet der schwierigen Atmosphäre, der Erbitterung, die zum Teil die Konferenz beherrschte. —ll.

Auflösung des japanischen Parlaments?

Tokio. Die Verhandlungen zwischen dem japanischen Ministerpräsidenten mit den Parteien über die Unterstützung des Parlaments haben zu keinem Ergebnis geführt. Der japanische Ministerpräsident erklärte in einer Unterredung mit den Vertreter der japanischen Presse, daß er angesichts des Mißerfolges der Verhandlungen das japanische Parlament auflösen wolle. Voraussichtlich werden die Neuwahlen im Dezember d. Js. stattfinden.

Mordanschlag auf Tschiangkaischek?

Berlin. Wie Berliner Blätter aus Schanghai melden, ist unter der Leibgarde Tschiangkaischeks eine gegen diesen gerichtete Verschwörung aufgedeckt worden, die von einem Beauftragten Feng Yusiangs angezettelt worden sei. Zwei Mitglieder der Leibgarde sollen in der Absicht, den Präsidenten Tschiangkaischek zu ermorden, in sein Schlafzimmer eingedrungen sein, sich aber wieder zurückgezogen haben, als sie ihn nicht schlafend fanden. Die ganze Leibgarde ist entlassen worden.



Argentinischer Militärbesuch in Deutschland

Der Generalinspekteur des argentinischen Heeres, General Toranzo, ist in Deutschland eingetroffen, um den Besuch zu erwidern, den der Chef der deutschen Heeresleitung, General Heye, im Vorjahr in Argentinien gemacht hat. General Toranzo ist in Deutschland Gast der Reichswehr. — Unser Bild zeigt den Empfang des argentinischen Generals (Mitte) durch General Heye (links).

Henderson über die englisch-französischen Beziehungen

Großes Lob für Briand

Haag. Der englische Außenminister Henderson gab kurz vor seiner Abreise aus dem Haag eine grundsätzliche Erklärung über die französisch-englischen Beziehungen ab, die vor allen dem Eindruck entgegenzutreten bestrebt ist, daß durch die scharfen Kämpfe zwischen Frankreich und England auf der Haager Konferenz eine Entfremdung in der französisch-englischen Politik eingetreten sei. Diese Ansicht weist er als lächerlich und als Ergebnis überhitzter Vorstellung zurück. Er persönlich und die gesamte englische Regierung erstrebten

eine enge Zusammenarbeit mit allen anderen Regierungen.

Eine derartige Zusammenarbeit sei aber nur auf der Grundlage der Aufrichtigkeit, des Vertrauens und der Loyalität möglich. Solche Beziehungen wünsche England mit allen Nationen, vor allem aber mit Frankreich zu unterhalten. England vergesse nicht, daß es von Frankreich nur durch den Kanal getrennt sei, daß Frankreich England mit dem Kontinent verbinde und

daß die englischen und französischen Interessen in vielen Teilen der Welt dieselben seien.

Henderson zollte dann der Politik Briands ein besonderes Wort der Anerkennung. Er habe erst im Haag den Sinn der Verständigung- und Versöhnungspolitik Briands kennen gelernt. Wenn Europa die Folgen der Nachkriegsjahre überlebe, so sei das zum großen Teil ein Verdienst der Entschlossenheit, mit der Briand seine neue Politik durchgeführt habe. Diese müsse nicht nur von Frankreich, sondern auch von anderen Völkern anerkannt werden.

Die Erklärung schließt: „Die Arbeit, die wir im Haag geleistet haben,

zur Sicherung der Rheinlandräumung und anderer politischer Fragen, ist nur der Anfang der erstrebten Zusammenarbeit

die wir in Genf im gleichen Geiste fortzusetzen hoffen und die zu einem weiteren Erfolg der bisherigen Arbeit führen sollen. Ich hoffe, in Zusammenarbeit mit Frankreich und den Vertretern der anderen befreundeten Nationen die Annahme der Arbitrage und Abrüstung, zu der wir uns verpflichtet haben, durchzuführen und dem Völkerbund die lebendige Kraft zu geben. Nur in gemeinsamen Streben nach diesen großen Zielen kann die Welt vor dem Gespenst eines neuen Krieges bewahrt werden. Nur so können die Nationen von den drohenden Gefahren, unter denen sie alle leiden, befreit werden."



Die Eröffnung der Großen Funkausstellung in Berlin

Freitag vormittag wurde in der Reichshauptstadt die 6. Deutsche Funkausstellung mit einem Festkonzert der Funkstunde und durch Ansprachen des Reichspostministers Dr. Schätzel und des Oberbürgermeister Dr. Böß eröffnet. — Das Bild zeigt die Eröffnungsfeiern; am Rednerpult Oberbürgermeister Dr. Böß; in der ersten Reihe: Reichsrundfunkkommissar Dr. Bredow (X), Reichsinnenminister Severing (XX).

Eine diplomatische Konferenz für den Fernen Osten

Ein Vorschlag der Nankingregierung an Rußland

Peking. Die Nankingregierung hat beschlossen, in der Frage der Beilegung des russisch-chinesischen Konfliktes folgende Vorschläge der Sowjetregierung zu übermitteln:

1. **Die Sowjetregierung stellt sofort alle Kriegsmaßnahmen ein.**
2. **Die Sowjetregierung und China berufen eine diplomatische Konferenz ein, die in Charbin oder in Moskau stattfindet.**
3. **Die Nankingbehörden stellen bei der Ostbahn sofort wieder alle russischen Staatsangehörigen ein, die bis zum russisch-chinesischen Konflikt an den Arbeiten an der chinesischen Ostbahn teilgenommen haben.**
4. **Die chinesische Regierung kündigt das russisch-chinesische Abkommen vom Jahre 1924 über die Verwaltung der chinesischen Ostbahn.**
5. **Die chinesische Regierung schlägt vor, alle anderen Fragen der Verwaltung der chinesischen Ostbahn auf einer russisch-chinesischen Konferenz zu besprechen.**

Vermittelung Deutschlands?

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, hat das Außenkommissariat der Sowjetunion am Freitag spät abend bekanntgegeben, daß der deutsche Botschafter in Moskau, von Dirksen, dem Außenkommissariat eine Note der chinesischen diplomatischen Mission in Berlin übermittelte, die dem deutschen Auswärtigen Amt zur Weitergabe an die Sowjetregierung überreicht worden war. In der Note erklärt sich die chinesische Nationalregierung bereit, den russisch-chinesischen Konflikt beizulegen und bittet, sofort Vertreter zu ernennen, um eine russisch-chinesische Konferenz zu eröffnen. Die Note enthält weiter folgende Vorschläge:

1. Alle Streitfragen sollen auf Grund des Abkommens vom Jahre 1924 geregelt werden.

2. Die Sowjetregierung soll Kandidaten für den Leiter der chinesischen Ostbahn und seines Stellvertreters stellen und durch die chinesische Regierung bestätigen lassen.

3. Alle russischen und chinesischen Staatsangehörigen, die sich in sowjetrussischen oder chinesischen Gefängnissen befinden, sollen sofort auf freien Fuß gesetzt werden.

Der stellvertretende Außenkommissar Litwinow hat dem deutschen Botschafter mitgeteilt, daß die Sowjetregierung bereit sei, alle Streitfragen über die chinesische Ostbahn auf Grund des Abkommens vom Jahre 1924 zu regeln und die chinesischen Staatsangehörigen aus den russischen Gefängnissen zu entlassen. Die Sowjetregierung verlange aber, daß der ehemalige Leiter der chinesischen Ostbahn, Ingenieur Jemschanow und sein Stellvertreter jeder in ihre Aemter eingesetzt würden. Der Außenkommissar Litwinow fügte in seiner Unterredung mit dem deutschen Botschafter weiter hinzu, daß die Sowjetregierung bereit sei, sofort ihre Vertreter zu ernennen. Er versicherte weiter, daß die Sowjetregierung keine Angriffsabsichten gegenüber dem chinesischen Volke hege.



Der Träger des Goethepreises 1929

Der Goethepreis der Stadt Frankfurt a. Main, der im Werte von 10 000 Mk. alljährlich am Geburtstage Goethes verliehen wird, wurde in diesem Jahre dem Privatgelehrten Dr. Leopold Ziegler, als einem „zu geistigem Führertum berufenen Denker" zuerkannt. Dr. Ziegler wurde im Jahre 1881 in Karlsruhe geboren; er lebt in Ueberlingen am Bodensee.

Polnisch-Schlesien

Brotpolitik

Genau so wie auf allen übrigen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens ist auch die Brotfruchtpolitik der polnischen Regierung ein Herumtasten im Dunklen, ein Experementieren zwischen links und rechts, zwischen den Interessen der Konsumenten und der Produzenten. Man möchte es allen gut machen, nur weiß man nicht wie und wann, und daher macht man es jedesmal verkehrt. Eigentlich waren bis jetzt alle polnischen Regierungen mehr oder weniger agrarfreundlich, aber sie haben auch ein wenig „Verständnis" für die Industriebevölkerung zeigen wollen. Das kam davon, weil man die Arbeiter fürchtete und den Lohnkämpfen aus dem Wege gehen wollte. Erst die Grabski-Regierung hat entdeckt, daß Polen durch und durch agrar ist und die übrige Bevölkerung sich den Agrarinteressen anzupassen habe. Man gab alle landwirtschaftlichen Produkte frei, finanzierte die Ausfuhr für Brotgetreide und führte hohe Zölle für ausländisches Getreide ein. Die Folgen stellten sich auch bald ein und bereits im Frühjahr stand Polen ohne Brot da und mußte teures, ausländisches Getreide einführen. Die sogenannte Sanacjaregierung, die mit Hilfe der Arbeiter in dem Maiumsturz siegte, wollte aus der Vergangenheit lernen. Schließlich hat sie selbst in den ersten Jahren ihres Bestehens mit der von Grabski angeschnittenen Getreidepolitik trübe Erfahrungen gemacht. Sie führte Ausfuhrzölle für Brotgetreide ein und als trotz alledem das Getreide verschleppt wurde, erließ sie ein Ausfuhrverbot für Roggen und Weizen. Diese Maßnahme war einzig richtig gewesen, weil sie den Verkauf von polnischen Brotgetreide zu Schleuderpreisen auf den Auslandsmärkten verhinderte. Der polnische Agrarier ist bekanntlich leichtsinnig. Er pflegt gleich nach der Ernte seine Produkte zu versilbern, selbst für Spottpreise, um nur zum Bargelde zu kommen. Das Ausfuhrverbot im Jahre 1928 hat solche blödsinnige Verkäufe verhindert, was dem polnischen Staate sehr zugute kam. Ende Juni 1929 wurde das Verbot aufgehoben und Polen konnte 17 000 Tonnen Brotgetreide mehr ausführen als im Juni, in welchem Monate nur bestimmte Partien Getreide ausgeführt werden durften. Die Freigabe von Getreide hat in der polnischen Handelsbilanz sofort eine Wendung gebracht, die nach großen Fehlbeträgen aktiv wurde. Wäre das Ausfuhrverbot im Herbste 1928 nicht verhängt worden, so hätte die Schlachta das Getreide gleich nach der Ernte verschleudert, jedenfalls für einen viel niedrigeren Preis als jetzt verkauft und Polen hätte weiterhin eine passive Bilanz gehabt. Die Sanacja-Regierung hat den Arbeitern die Freundschaft gekündigt und steht mit ihnen im Kampfe. Das mag die Ursache sein, daß sie auch ihre Brotgetreidepolitik geändert. Sie hat sich ganz und gar in die Arme der Agrarier geworfen und kehrt zu der blödsinnigen Grabskipolitik zurück. Alle Ausfuhrverbote, nicht nur für Roggen, aber auch für Weizen, wurden aufgehoben. Man bezweckt damit — heißt es in der Regierungserklärung — die Brotpreise in Polen dem Weltmarkte anzupassen. Wenn unsere Arbeiter auch keine „Weltlöhne" haben, so könnte man grundsätzlich dagegen nichts einwenden, weil wir der bürokratischen Maßnahmen im Handel satt sind und den Freihandel lieber vorziehen. Doch hat die Sache einen Pferdefuß, weil es erklärt wird, daß Deutschland Ausfuhrprämien für Brotgetreide eingeführt hat, und damit Deutschland die polnischen Märkte mit billigem Getreide nicht überziehe, wird gleichzeitig für ausländisches Getreide ein Zoll von 20 Zl. erhoben. Ausfuhrverbote wurden aufgehoben und ein hoher Zoll eingeführt. Wir können also 99 gegen 1 wetten, daß wir im Frühjahr 1930 kein Brotgetreide mehr haben werden und unser Brot wieder in Deutschland und dem bolschewistischen Rußland werden kaufen müssen. Das werden die Folgen der arbeiterfeindlichen Politik der Sanacjaregierung sein.

Um die Ortsvereine und die Frauengruppen der D. S. A. P.

Parteigenossen und Parteigenossinnen!

Der Bezirksvorstand beruft für Sonntag, den 1. September, nach Kattowitz, im Saal des Zentralhotels, ulica Dworcowa Nr. 11, vormittags 9 Uhr, eine

Bezirkskonferenz

mit folgender Tagesordnung ein:

1. **Eröffnung der Konferenz, Verlesung des Protokolls und Geschäftsberichte.**
2. **Referat über die politische Lage.**
3. **Diskussion.**
4. **Wahl der Delegierten zum Parteitag nach Lodz.**
5. **Organisation, Agitation und Presse.**
6. **Diskussion.**
7. **Verschiedenes und Anträge.**

Die Ortsvereine entsenden ohne Rücksicht auf die Zahl der Mitglieder je einen Delegierten zur Konferenz, desgleichen auch die Frauengruppen der „Arbeiterwohlfahrt" je einen Delegierten. Ortsvereine mit über 50 Mitgliedern und Frauengruppen mit über 25 Mitgliedern steht auf je 50 bezw. 25 weitere Mitglieder je ein weiterer Delegierter zu.

Vertrauensleute und Funktionäre der Partei, wo keine festen Ortsvereine bestehen, haben als gleichberechtigte Delegierte Zutritt. Delegiertenkarten sind vom Bezirksvorstand einzufordern oder die Namen der Delegierten sind rechtzeitig dem Bezirksvorstand anzugeben, damit die Karten rechtzeitig ausgestellt werden können.

Die Parteileitung. J. A.: J. Kowoll.

Wohnhäuserbau in der schlesischen Wojewodschaft

Es verdient festgehalten zu werden, daß in der schlesischen Wojewodschaft mit jedem Jahr immer weniger Wohnhäuser gebaut werden. In den ersten Jahren nach der Uebernahme Ostoberschlesiens durch Polen wurden bedeutend mehr Wohnhäuser gebaut als jetzt. Von privater Seite wurden Wohnhäuser gebaut, ferner haben noch verschiedene Bauvereine Wohnhäuser gebaut. Auch die Schwerindustrie hat Wohnhäuser für ihre Beamten gebaut. Die Gemeinden haben damals bedeutend mehr gebaut als jetzt und der Staat baute Wohnhäuser für die Beamten. Diese Bautätigkeit hat fast nachgelassen. Von privater Seite werden gar keine Wohnungen gebaut. Man schwäzt Geldknappheit und Geldteuerung vor und selbst die, die über Kapital verfügen, bauen auch keine Häuser, obwohl die neuen Bauten dem Mieterschutzgesetz nicht unterliegen und der Mietszins nach Belieben hinaufgeschraubt werden kann. Wenn sie trotzdem nicht bauen, so ist die Ursache darin zu suchen, daß die wohnungssuchenden Mieter einen hohen Mietszins, der den Hausbesitzer nach Bestreitung der Unkosten noch übers Wasser halten könnte, ganz einfach nicht bezahlen können. Die verschiedenen Bauvereine bestehen noch heute auf dem Papier. Sie werden icht bauen, weil sie weder über eigenes noch fremdes Kapital verfügen und in absehbarer Zeit auch nicht verfügen werden. Von dieser Seite ist eben nichts zu erwarten. Die Industriellen haben die Bautätigkeit ganz eingestellt und selbst für die Beamten werden keine Wohnhäuser mehr gebaut. Die ganz hohen Beamten wissen sich schon zu helfen und um die niedergestellten Beamten kümmert man sich ganz einfach nicht. An die Arbeiter wird überhaupt nicht mehr gedacht, selbst wenn sie im Freien kampieren sollten. Daß die Bautätigkeit in den Gemeinden nachgelassen hat, ist leider Tatsache. Anfangs wurden Wohnhäuser gebaut, jetzt werden zwar größere Investitionen durchgeführt, die obzwar sehr notwendig sind, der Wohnungsnot nicht steuern werden. Man braucht nur die diesjährigen Gemeindebudgets durchzusehen und man wird gleich eine Bestätigung des Gesagten haben. Die Wojewodschaftshauptstadt hat in diesem Jahre ein 9-Millionen-Investitions-Budget und für Wohnhäuser will sie 400 000 Zloty großartig auswerfen! Königshütte, die zweitgrößte Stadt in Schlesien, will 500 000 Zloty für neue Wohnungen ausgeben, die Stadt Myslowitz, 160 000 Zloty, Tarnowitz 250 000 Zloty, Pleß ebenfalls soviel und die meisten Gemeinden wollen überhaupt keine Wohnungen bauen. Man darf nicht vergessen, daß in einer jeden Gemeinde, jedes Jahr einige Häuser baufällig werden und dadurch wird der alte Bestand an Wohnungen noch verringert. Wird da nichts hinzugebaut, dann wird die Wohnungsfrage in der Gemeinde mit jedem Jahr trostloser.

Wir kommen jetzt zu der Wojewodschaft, die den Kampf mit der Wohnungsnot aufnehmen wollte. Es hatte auch anfangs den Anschein gehabt, daß die Wojewodschaft dem Uebel steuern wird. Im Jahre 1927 war die Rede von vielen Millionen Zloty, die jedes Jahr für Wohnungsbauten ausgegeben werden sollten, bis die Wohnungsnot ganz verschwindet. Was auf diesem Gebiete bis jetzt geleistet wurde, ist nicht viel, jedenfalls viel zu wenig, um die Wohnungsnot zu beseitigen. Die Wojewodschaft hat zwar bis jetzt in den letzten 3 3Jahren gegen 13 Millionen Zloty für Wohnungsbauten ausgegeben, hat aber für dieses Geld nur 758 Kleinwohnungen erbaut. In 3 Jahren ist das jedenfalls nicht viel. Nach den diesjährigen veröffentlichten Bauplänen sollen weitere 7 500 000 Zloty für Wohnungsbauten ausgegeben werden. Der Bauplan ist für zwei Jahre gedacht. Dafür werden 20 neue Arbeiterkolonien gebaut mit insgesamt 260 kleinen Arbeiterhäusern, jedes Haus mit 2 kleinen Wohnungen. Anfangs war noch die Rede von 3 großen Blockhäusern, die sich jedenfalls billiger stellen als die Kleinhäuser. Jetzt spricht man von den Blockhäusern, nicht mehr und in dem neuen Bauplan sind sie nicht erwähnt, mithin werden sie auch nicht gebaut. Es ist also auch bei der Wojewodschaft eine Erlahmung der Bautätigkeit festzustellen, genau so wie bei den Gemeinden. Mit einem Wort: es werden mit jedem Jahr immer weniger Wohnhäuser in unserer Wojewodschaft gebaut und die Wohnungsnot greift immer mehr um sich. Anstatt besser wird es also schlimmer.

Ausbau des Kindererholungsheims in Orzesche

Die als Folgeerscheinung des unseligen Weltkrieges in fast allen europäischen Staaten eingetretene Verschlechterung der allgemeinen Wirtschaftlage wirkt sich ganz besonders unter der Kinderwelt unserer Arbeiterschaft nachteilig aus. Der beste Beweis hierfür sind die unterernährten Kindergesichter unseres großen Erwerbslosenheeres. Die kommende Generation wird dem immer schwerer werdenden Kampf ums Dasein keineswegs gewachsen sein, wenn sie nicht in den schwersten Kinderjahren für diesen Kampf entsprechend vorbereitet wird. In Erkenntnis dieser Tatsache und in dem Bestreben, das soziale Elend, in das viele Familien aus den eingangs erwähnten Gründen unverschuldet geraten, weitgehendst zu lindern, hat die Königshütter Stadtverwaltung bekanntlich im Jahre 1926 für den Betrag von 63 000 Zloty neben der Orzescher Holzkirche den ehemaligen Herrensitz des Barons Morgenbesser aufgekauft, um für kränkliche und schwächliche Kinder ein Erholungsheim einzurichten. Der Vorbesitzer, Baron M., hatte sich hier ein behagliches Heim geschaffen, das mit allem Komfort ausgestattet ist. Sogar die Wände der Kellerräume und der Viehstallungen sind mit Kacheln ausgelegt, die Beleuchtung ist elektrisch und auch eine komfortable Badeeinrichtung ist vorhanden. Dieses Herrenhaus ist ein kleines Schloß mit verschiedenen Erkern und Terrassen. Hinter dem Herrenhaus liegen die Wirtschaftsgebäude. Dieser ganze Gebäudekomplex wird von einem weit ausgedehnten Garten umschlossen, in dem über 200 Obstbäume vorhanden sind.

Nach verschiedenen ausgeführten Aenderungen, die einen Kostenaufwand von ca. 40 000 Zloty erforderten, macht nun das gesamte Objakt den Eindruck eines neuzeitlichen Sanatoriums. In vier großen lichten Schlafräumen sind weiße emaillierte Betten aufgestellt. Geschmackvolle Lichtampeln erhellen auch während der Nachtzeit die Räume. Das Gebäude enthält einen geräumigen Spielraum, der zum Aufenthalt für die Kinder bei schlechter Witterung dient. Daneben ist ein Handarbeitsraum, ein Empfangsraum, das Speisezimmer und die Hauskapelle. In den beiden Wirtschaftsgebäuden befinden sich die Wohnungen für den Hausmeister, ein Waschraum, Stallungen für Rinder, Borstenvieh und Pferde. Die Leitung des Wirtschaftsbetriebes liegt in den Händen von 4 Schwestern des Dominikanerinnen-Ordens, denen einiges Hilfspersonal beigegeben ist. Die ärztliche Aufsicht obliegt dem Chefarzt des Orzescher Knappschaftslazaretts, Dr. Kalus, der wöchentlich einmal die Kinder auf ihre Gesundheit untersucht.

Das ganze Jahr werden nun regelmäßig Kindertransporte, und zwar im Sommer 40 und im Winter 30, abwechselnd Knaben und Mädchen, nach dort entsandt. Der Aufenthalt in diesem Heim, der durchschnittlich immer 4 Wochen beträgt, ist den bisher dort untergebracht gewesenen Kindern immer sehr gut bekommen, was am besten aus der jeweils erreichten erheblichen Gewichtszunahme der Erholungsbedürftigen hervorgeht. Die Feststellung der Erholungsbedürftigkeit obliegt den einzelnen Schulleitern. Jeder Transport enthält 30 Prozent Schüler der Minderheitsschulen. Für ärmere, erholungsbedürftige Kinder erfolgt die Entsendung nach dem Kinderheim auf Kosten der Stadtverwaltung. Das besagt aber nicht, daß das Kinderheim für erholungsbedürftige Kinder bessergestellter Eltern unzugänglich ist. Solche Kinder können gegen Erstattung der Unterhaltungskosten dort gleichfalls Aufnahme finden, wobei der Magistrat in der Berechnung dieser Kosten den betreffenden Eltern sehr entgegenkommend ist. Zur Zeit befindet sich der 20. Kindertransport, bestehend aus 30 Knaben, in Orzesche. Auch von diesen liegen die besten Nachrichten über Gewichtszunahmen vor. Die Kleinen können dann nach ihrer Rückkehr, gestärkt an Körper und Geist, mit doppeltem Eifer dem Schulunterricht folgen.

Wie schon vorerwähnt, liegt neben dem Kinderheim ein weit ausgedehnter schöner Park, der bisher noch nicht Eigentum der Stadt ist. Für die Benutzung dieses Parkes durch die Kinder hat der Magistrat eine jährliche Pacht von 600 Zloty bezahlt. Vor einigen Wochen hat sich der Magistrat entschlossen, diese Parkanlage käuflich zu erwerben und an den weiteren Ausbau des Kinderheims heranzugehen. Die Kosten für diesen Park belaufen sich auf 27 000 Zloty. Wir wünschen dem Königshütter Magistrat in seinem Vorhaben vollen Erfolg.

Presseprozesse vor dem Kattowitzer Gericht

Wegen Veröffentlichung des Artikels „O co walczemy", welcher in der Nummer 203 vom 24. Juli der „Polonia" erschien, hatten sich am gestrigen Freitag der verantwortliche Redakteur des Blattes, Nikolaus Wessochowski, und der fr. Chefredakteur Anton Krzywon zu verantworten. In dem fraglichen Artikel wird von einer angeblichen Parteilichkeit der jetzigen Regierung und von der Besetzung hoher Amtsstellen durch junge unqualifizierte Personen gesprochen. Angeklagter Krzywon führte aus, daß er als Autor des Artikels in Frage komme und denselben erst nach eingeholter Information geschrieben habe. Nach einer längeren Verhandlungsdauer wurden die beiden angeklagten Redakteure für schuldig befunden und verurteilt. Wessochowski zu einer Geldstrafe von 50 Zloty und Krzywon zu 20 Zloty. — Vor der gleichen Kammer sollten weitere Presseprozesse so u. a. gegen die „Kattowitzer Zeitung", „Polonia" und „Gazeta Robotnicza" ausgetragen werden. Die Verhandlungen wurden jedoch auf Antrag des Staatsanwalts vertagt.

Das oberschlesische Landestheater öffnet seine Pforten

Nachdem in den letzten Wochen all die vielen Vorarbeiten erledigt worden sind, wird nunmehr das Oberschlesische Landestheater sein drittes Spieljahr am 28. September beginnen. Unter der bewährten und zielbewußten Leitung von Generalintendant Illing sind die Neuengagements abgeschlossen, die guten Kräfte des Vorjahres sind zum größten Teil neu verpflichtet. Im Beuthener Stadttheater ist ein neuer Wandelhorizont eingebaut. Das Gesuch um Errichtung einer Probebühne, die etwa 60 000 Mark kostet, ist seitens des Magistrats abgelehnt worden. In der Bühnenmalerei und auch in der Schneiderei wird noch eifrig gearbeitet. Am 16. September treffen die Theaterkräfte ein und dann soll sofort mit den Proben begonnen werden. Generalintendant Illing hat in den letzten Wochen zusammen mit den Oberspielleitern Schlenker und Burg insgesamt 76 Stücke nach ihrer Verwendbarkeit für das Landestheater geprüft und nur wenige für gut befunden.

Der Spielplan für das Jahr 1929/30 sieht durchschnittlich im Monat 66 Vorführungen vor. Die Saison wird in Beuthen mit der Mozartschen Zauberflöte in vollkommen neuer Inszenierung und mit neuen Kostümen eingeleitet. Ferner werden in der kommenden Spielzeit an Opern aufgeführt Zar und Zimmermann von Lortzing, im Laufe des Oktober dann Cavalleria Rusticana und Bajazzo. An Novitäten sind vorgesehen vorläufig Salome von Richard Strauß und dann noch die im letzten Jahr mit großem Erfolg in Breslau uraufgeführte Oper „Schwanda, der Dudelsackpfeifer". Voraussichtlich wird dann noch ein zweites neuzeitliches Opernwerk gespielt werden. Des weiteren werden voraussichtlich zur Aufführung gelangen der „Postillon von Lonjumeau", Rigoletto und der Kuhreigen. Von den Wagnerschen Werken wird man den fliegenden Holländer spielen, dann noch den Kalif von Bagdad von Cornelius.

In der Operette wird das Landestheater als Erstes den im Vorjahr mit großem Erfolg gegebenen „Rastelbinder" bringen, daran anschließen wird sich „Die Goldene Meisterin" von Eysler. Ferner sind vorgesehen „Hotel Stadt Lemberg" von Gilebrt, „Rosen aus Florida" von Fall, „Czardasfürstin", außerdem noch ein Werk von Richard Strauß und eine von Millöcker. Außerdem soll auf den Spielplan eines der neueren Werke gesetzt werden, doch will die Generalintendenz deren Erfolge an den deutschen Bühnen abwarten. Außerdem ist geplant, eine Gesangsposse oder eine Revue, die den oberschlesischen Verhältnissen Rechnung trägt, zur Aufführung zu bringen.

Das Schauspiel wird am 28. September in Gleiwitz eine Erstaufführung bringen, und zwar will das Landestheater zum Gedächtnis an den vor kurzem verstorbenen österreichischen Dichter von Hofmannsthal die Spielzeit in Gleiwitz mit „Jedermann" eröffnen. Die Aufführung wird dann am 29. September in Beuthen wiederholt. Ferner werden auf dem Spielplan erscheinen das Gesellschaftsstück „Lady Windermere's Fächer's von Wilde, dem dann der Schwank „Weekend im Paradies" von Arnold und Bach. Von Klassikern wird man bringen „Fiesko" von Friedr. von Schiller, dann den „Prinz von Homburg" von Kleist, „Judith" von Hebbel und außerdem als Klassiker im modernen Gewande „Antigone" von Hasenclever. Von neueren Werken will man bringen ein Werk von Georg Kaiser, „Hidallah" von Wedekind, „Cäsar und Cleopatra" von Shaw, „Rivalen" von Anderson-Zuckmayer, „Die Heilige Flamme" von Maugham, „Reporter" von Hecht und Arthur, „Die Frau des Anderen" von Hacket-Sil-Vara, „Hannibal ante portas" von Sherwood-Angermeier. Für die Weihnachtszeit ist das Märchen „Schneewittchen" von Görner vorgesehen. Außerdem will die Oberspielleitung versuchen, noch das eine oder andere Stück der an deutschen Bühnen in der nächsten Zeit zur Aufführung gelangenden Stücke zu bringen.

Im Großen und Ganzen ist Generalintendant Illing nach wie vor bemüht, die Kulturaufgaben, die das Landestheater hier im südöstlichsten Zipfel des Reiches zu erfüllen hat, nachzukommen. Zur Zeit wird das Gleiwitzer Stadttheater einer gründlichen Renovation unterzogen. Wie in den vergangenen Jahren werden auch in dieser Spielzeit Gleiwitz und Hindenburg gegen Garantiesummen für jede einzelne Vorstellung ohne eigenes Risiko an dem Endabschluß durch das Landestheater bespielt.

Was ist in Rosdzin im Sommerhalbjahr geschafft worden?

Allerdings wird noch gebaut, gearbeitet, neu errichtet und renoviert. Da war zunächst der Platz am Aufstandsdenkmal, der in eine Grünanlage umgewandelt wurde. Die Sommerferien sind dazu benutzt worden, um die Schulen zu renovieren. So wurde die Schule II in Oberdorf einer gründlichen Renovation unterzogen. Die Wände wurden neu angestrichen, die fehlende Kanalisation wurde endlich eingeführt, die Turngeräte wurden aufgebessert und teilweise durch neue ersetzt, was einen Kostenaufwand von 4500 Zloty verursachte.

Auch das Gymnasium wurde neu ausgemalt und die schadhaften Fensterkreuze ausgebessert. Diese Arbeiten kosteten 3200 Zloty. Am billigsten stellten sich die Renovationsarbeiten an der Schule III in Borken, woselbst nur die Malerei der Wände, Gänge und Treppenflure mit einem Kostenanschlag von 1500 Zloty durchgeführt wurde. In der Schule IV in Rosdzin wird demnächst ein Reservekessel für die Dampfheizung eingebaut werden. Eine gründliche Erneuerung erfährt das Gemeindekrankenhaus. Augenblicklich wird der Platz zwischen der Baracke und dem Spital gepflastert. Es werden auch neue Betten angeschafft. Die Küche und die Badegelegenheit wird modern ausgestattet und die Wände nach hygienischen Vorschriften gemalt. Die Gesamtrenovierung des Krankenhauses wird an die 50 000 Zloty Kosten verursachen.

Daneben schritt die Gemeinde zum Bau eines Wohnhauses, welches in kurzer Zeit bis unters Dach gebracht sein wird. Das Gebäude wird 3 Wohnungen zu 2 Stuben und Küche und 11 Wohnungen zu 1 Stube und Küche enthalten. Diesbezüglich eingeholte Informationen ergaben, daß der Mietspreis verhältnismäßig niedrig angesetzt ist. So beträgt die jährliche Miete für eine Wohnung mit 2 Stuben 650 Zloty und für 1 Stube und Küche 500 Zloty, ohne Licht und Wassergeld. Die Gemeinde nimmt somit die Deckung der Amortisationskosten für den Bau soweit auf sich, so dieselben durch die Miete nicht gedeckt werden können. Die Zuweisung der Wohnungen an die vielen Reflektanten wird durch eine besondere Kommission erfolgen, welche von der Gemeindevertretung gewählt wird.

Auch die Straßen sind nicht vergessen worden. So wurde erstmals die Straße, welche nach Borken führt, ausgebessert. Die Arbeiten sind noch nicht beendet. Daneben bestand der Plan auch die Straße nach Bagno zu renovieren. Dieser Plan aber wurde aus technischen Gründen bis zum nächsten Jahr verschoben. Die Kosten der Renovation der Borkenerstraße verursachte Ausgaben in Höhe von 9000 Zloty. In den nächsten Tagen wird mit der Pflasterung der Feldstraße begonnen werden. Vor einigen Tagen sind dortselbst Wasserleitungen eingebaut worden, was 5500 Zloty kostete. Die Gesamtrenovierung und Pflasterung der Straße inklusive der Kanalisationsarbeiten werden ungefähr 45 000 Zloty Kosten verursachen.

An eine sehr wichtige Sache scheint man aber vergessen zu haben, das ist die Verwirklichung des Planes einer öffentlichen Bedürfnisanstalt, welche an der Grünanlage am Denkmalsplatz zu stehen kommen sollte. Hierbei sei auch darauf hingewiesen, daß die Kinder der angrenzenden Wohnhäuser oft genug in den Grünanlagen wild herumrennen, Blumen pflücken und anderen Schaden verursachen. Daneben sitzen die „Elser" und haben gar keine Interesse daran, die Kinder auf ihr Treiben aufmerksam zu machen. Die Eltern müßten es den Kindern einfach verbieten die Grünanlage zu betreten, wenn es ihnen nicht beigebracht werden kann, daß sie sich dortselbst gut aufführen. Den Schaden trägt doch nur die Gemeinde, d. i. der die Steuern zahlende Bürger. Darüber müßte sich heute jeder klar sein, der Steuern zahlt.

Kattowitz und Umgebung

Die Schulbänke warten.

Es ist schön, wenn die Ferien anfangen, und so furchtbar traurig, wenn sie wieder aufhören. Die erste Hälfte vergeht langsamer. Besonders wertvoll sind die allerersten Tage. Gibt es überhaupt etwas Schöneres? Aber merkwürdig, sie schleichen immer schneller dahin, und wenn erst die Hälfte herunter ist, dann gehen sie leider mit Riesenschritten zu Ende. Mit einem Male ist Ferienschluß, man holt die verstaubten Bücher hervor, fühlt wie sich die Haare aufrichten, weil man sich kaum mehr erinnern kann, und läßt melancholisch die Unterlippe hängen. So endet alles Schöne!

Inzwischen knurren die alten hölzernen Bänke auf dem frisch geölten Schulfußboden etwas von Undankbarkeit der Jugend. Die Bänke sind mit ihrem Pflichteifer dafür, daß Bub und Mädel etwas lernen. Sie lassen sich geduldig berutschen, beschnitzeln, bemalen, ja sogar mit Füßen treten. Die Schulbänke unterdrücken manche Anklage. Sie könnten manche böse Tat berichten. Gibt es einen Schmöker, den sie nicht schon gesehen haben. Die Schulbänke stehen auf der Seite der Jugend und möchten, daß unsere Kinder recht viel lernen. Sind diese Rangen nicht zu unverständig?

Arme Bänke, man wird seine Wut an euch auslassen. Man wird mit Fäusten auf euch herumtrommeln, aber ihr werdet wieder in eure alten Rechte treten. Die große Tintenflasche kommt gewackelt und bringt euch frische Tinte. Federhalter, Lineal, Frühstück, Bücher, wohl auch ein kleines Andenken an die Ferienzeit liegt auf und unter euren Pulten. Die Jugend wird sich wieder über euch beugen und auf euch hin- und herrutschen.

Seid nicht so hart zu ihnen, vor allen Dingen nicht am ersten Tage. Es ist schon hart genug, daß die Ferien zu Ende sind.

Tödlicher Motorradunfall.

Auf recht tragische Weise kam gestern nachmittag 3½ Uhr der Kaufmann Leopold Dittko aus Zalenze ums Leben. Der Verunglückte besaß erst seit einiger Zeit ein Motorrad und wollte seinen Bruder mit dem Motorradfahren vertraut machen. Bei einer Fahrt, während der sein Bruder das Motorrad führte und Leopold Dittko auf dem Soziussitz saß, kam das Rad auf der Hohenlohehütter Chaussee am Verwaltungsgebäude der Hohenlohe-Werke-Aktiengesellschaft ins Schleudern und fuhr gegen einen Betonmast. Durch die Wucht des Anpralls wurde Leopold D. vom Sitz geschleudert und schlug mit aller Wucht auf das Steinpflaster auf, wobei ihm die Gehirnschale eingedrückt wurde. Der in der Nähe weilende Arzt Dr. Koehler konnte nur noch den Tod des Verunglückten feststellen. Der Bruder des zu Tode Verunglückten, der sich eine schwere Knieverletzung zugezogen hatte, wurde vom Arzt verbunden und konnte nach kurzer Zeit sich nach Hause begeben.

Sie sind um Ausreden nie verlegen.

In den späten Abendstunden des 16. Mai bemerkte ein Zollbeamter an der Zollgrenze bei Karol-Emanuel eine verdächtige Mannesperson, welche größere Pakete mit sich führte. Beim Anruf versuchte der Schmuggler zu flüchten, konnte jedoch von zwei weiteren Grenzern gefaßt werden. Der Arretierte wurde nach Feststellung der Personalien auf freien Fuß gesetzt und die Schmuggelware, es handelte sich um 15 Kilogramm Sacharin, beschlagnahmt. Auf Grund einer Anzeige wurde am gestrigen Freitag gegen den Schuldigen, und zwar den Arbeiter Josef S. aus Olstyn verhandelt. Angeklagter führte zu seiner Verteidigung aus, daß er von einer unbekannten Person mit dem Herüberschaffen der Pakete beauftragt worden ist. Das Gericht schenkte diesen Aussagen keinen Glauben und verurteilte den S. nach Vernehmung der Zeugen zu einer Geldstrafe von 300 Zloty bezw. 15 Tagen Gefängnis. — In einem anderen Falle wurde wegen Schmuggel von 15 Kilogramm Sacharin der Arbeitslose Josef M. aus Sosnowitz im Rückfalle zu einer Geldstrafe von 1000 Zl. oder 20 Tagen Gefängnis verurteilt.

Magistrat schreibt Betonarbeiten aus. Das städtische Tiefbauamt in Kattowitz geht nach Fertigstellung der bisherigen Vorarbeiten an der städtischen Schwimmanstalt auf dem Buglaschen Gelände, nunmehr an die Ausschreibung der Eisenbetonarbeiten usw. Bis zum 5. September d. Js., vormittags 12 Uhr, sind von den Fachfirmen entsprechende Originalofferten beim städtischen Tiefbauamt im Stadthaus Kattowitz einzureichen und diese mit folgnder Aufschrift zu versehen: „Oferta na wykonanie robot betonowych i zelbetonowych dla zakladu kompielowego na „Buglawiznie" przy ulicy Raciborski". Die Oeffnung der Offerten wird auf Zimmer 33 des Tiefbauamtes vorgenommen. Evtl. Informationen können auf Zimmer 35, in der Zeit von 11 Uhr vormittags bis 1 Uhr nachmittags eingeholt werden.

Beginn der Sprachkurse der Volkshochschule. In der übernächsten Woche beginnen die polnischen, deutschen, englischen und französischen Sprachkurse der Kattowitzer Volkshochschule, und zwar für Anfänger und Fortgeschrittene. In den fortgeschrittenen Kursen werden behandelt: Grzegorzewski, 2. Teil, Gottfried Kellers „Leute von Seldwyla", G. Wells, A. Dresam und R. Roland, Jean-Christophe, 1. Teil. Nähere Auskunft und Einschreibung in der Buchhandlung von Hirsch am Ringe.

Der Hexer

The Ringer

von Edgar Wallace, übersetzt von Max C. Schirmer.

52)

Sie faßte ihn am Arm, sie war aus Furcht vor der versteckten Drohung halb wahnsinnig.

„Maurice — ich will alles tun, was Sie wünschen — das wissen Sie."

Er blickte sie eigenartig an.

„Kommen Sie um elf Uhr!" sagter er. „Wenn Sie eine Anstandsdame brauchen, bringen Sie ‚Den Hexer' mit!"

Er hatte kaum die Worte ausgesprochen, als es dreimal vorsichtig an der Türe klopfte. Maurice Meister schrak zusammen, und seine zitternde Hand griff nach dem Munde.

„Wer ist da?" fragte er heiser.

Eine tiefe männliche Stimme antwortete ihm.

„Ich möchte Sie sprechen, Meister."

Meister ging zur Tür und riß sie auf. Das düstere Gesicht von Inspektor Bliß starrte ihm entgegen.

„Was . . . was machen Sie hier?" keuchte der Anwalt.

Bliß' weiße Zähne schimmerten beim Lächeln.

„Ich beschütze Sie vor ‚Dem Hexer' — wache über Sie wie ein Vater", entgegnete er rauh. Seine Augen wanderten zu dem bleichen Mädchen hinüber. „Denken Sie nicht, Miß Lenley — daß auch Sie etwas Bewachung brauchen?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich fürchte ‚Den Hexer' nicht", versetzte sie.. „Er würde mir nichts zuleide tun."

Bliß lächelte bedeutungsvoll.

„Ich denke nicht an ‚Den Hexer'!" bemerkte er, und seine drohenden Augen wandten sich Maurice Meister zu.

34.

Die Rückkehr Johnny Lenleys war ein Ereignis, das Maurice Meister in die allergrößte Verlegenheit versetzte. Wenn ihm früher Johnnys Benehmen nicht paßte, haßte er es jetzt. Die versteckte Drohung in bezug auf Gwenda Milton konnte ihn verrückt machen. Gerade zu der Zeit, wo alle seine Träume zur Wirklichkeit werden und Mary Lenley wie ein reifer Apfel in seine Hände fallen sollte, tauchte dieses neue Hindernis auf. Mußte, wenn die Furcht vor ‚Dem Hexer' bis zu einem bestimmten Grade verflogen war, dieser junge Mann, den er jahrelang nicht zu sehen gehofft hatte, auf dem Schauplatz erscheinen?

Das Gefängnis hatte ihn ernster und älter gemacht. Er war als Schwächling fortgegangen und kam zurück als ein nachdenklicher und gefährlicher Mann, der vor nichts zurückschrecken würde — wenn er etwas wüßte. Vorläufig war noch nichts da, was er wissen konnte. Meister lächelte Noch nicht . . .

In seinen Handlungen mit anderen Männern war Meister kein Feigling, denn er hatte alle Eigenschaften, die Männer seiner Art haben. Allen Gefahren, die er kannte, mochten sie auch todbringend sein, trat er entgegen. Er wäre ohne weiteres vor John Lenley hingetreten und hätte ihm seinen schimpflichen Plan auseinandergesetzt — wenn er Marys sicher gewesen wäre. Und trotzdem brachte ihn eine Tür, die sich langsam öffnete, ohne daß er wußte, wer dahinter stand, an die Grenze der Hysterie.

„Der Hexer" war am Leben. Diese Kenntnis hatte Meister größte Furcht beseitigt. Das war ein menschliches Wesen, etwas Greifbares, etwas, gegen das er seinen Geist benutzen konnte.

Am Nachmittag, als er und Mary allein waren, trat er an sie heran und legte, während er hinter ihr stand, die Hände auf ihre Schultern. Er fühlte, wie sie zusammenzuckte, und das erheiterte ihn.

„Sie haben doch nicht vergessen, was Sie heute morgen versprachen?" fragte er.

Sie entwand sich seinem Griffe und drehte sich um, damit sie ihn ansehen konnte.

„Maurice, ist das vom Scheck wahr? Sie haben nicht gelogen?"

Er nickte langsam.

„Wir sind allein. Können wir nicht jetzt darüber sprechen... Ist es denn nötig, daß ich heute abend komme?"

„Sehr nötig!" erwiderte Meister kühl.

„Ich nehme an, Sie wissen, daß außer uns drei Leute in diesem Hause sind?" Um Himmels willen, Mary, betrachten Sie die Sache vernünftig! Sie müssen doch das sehen, was tatsächlich da ist, und nicht das, was Sie wünschen. Ich muß mich gegen Johnny — schützen, und ich fürchte solche" — beinahe hätte er gesagt „Esel", aber er besann sich — „junge Leute mit diesem eigenartigen Temperament." Er sah, wie ihr Busen sich hob und senkte, und freute sich, daß er in ihr Furcht erweckt hatte.

Wie einfältig die Frauen waren, sogar die gescheiten Frauen! Er hatte schon längst aufgehört, über ihre große Vertrauensseligkeit erstaunt zu sein.

Leichtgläubigkeit war eine Schwachheit der Menschen, die er nie verstehen konnte.

„Aber, Maurice, ist das nicht jetzt eine gute Gelegenheit? Niemand wird Sie unterbrechen . . . Sie sind doch hier stundenlang allein mit Ihrem Klienten! Erzählen Sie mir über den Scheck, und wie er dazu kam, ihn zu fälschen. Ich möchte es genau wissen."

Er breitete die Arme aus, als wenn er um Hilfe rufen wollte.

„Sie sind noch ein richtiges Kind, Mary! Wie können Sie sich nur denken, daß ich jetzt in der Stimmung bin, über Johnny und die Pläne für Sie zu sprechen? Halten Sie Ihr Versprechen, meine Liebe!"

Sie blickte ihn an.

„Maurice, ich will ganz offen sprechen."

Was wird jetzt kommen? dachte er. Aus ihrer Stimme klang neue Entschlossenheit, aus ihren Augen schaute neuer Mut. Sie war nicht mehr das ängstliche und erschrockene Mädchen vom Morgen, und das setzte ihn für eine Sekunde in Erstaunen.

„Soll ich wirklich heute abend kommen? Nur um über den Scheck, den Johnny gefälscht hat, zu sprechen?"

Er war durch die Bestimmtheit der Frage so überrascht, daß er für den Augenblick nicht antworten konnte.

„Aber selbstverständlich!" entgegnete er nach einer Weile. „Nicht nur über die Fälschung, sondern auch über viele andere Sachen muß ich mit Ihnen sprechen, Mary. Wenn Sie wirklich aufs Land wollen, müssen wir Wege und Mittel finden. Sie können nicht so ohne weiteres nach Devonshire oder sonstwohin fliegen. Ich will mir von einem meiner — von einem Hausagenten, den ich vertrete, Prospekte holen. Diese können wir zusammen durchsehen . . ."

„Maurice, ist das wahr? Ich will es wissen. Ich bin kein Kind mehr. Sie müssen es mir sagen."

Sie war ihm noch nie so lieblich erschienen, als gerade in diesem Augenblicke der Herausforderung.

„Mary," begann er, „ich habe Sie sehr gern . . ."

„Bedeutet das — daß Sie mich lieben?"

Diese kaltblütige Frage benahm ihm den Atem.

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Der Fischer und das Meer

Erzählung von Maxim Gorki.

Der alte Giovanni Tuba hatte schon in früher Jugend das Festland um des Meeres willen im Stiche gelassen. Diese weite, blaue Fläche, die bald still und zärtlich blickt, wie ein sanftes Mädchen, bald wild und gährend stürmt wie das entzündete Herz eines leidenschaftlichen Weibes; diese Wüste, die eine Welt von sonnenlosen Geschöpfen in ihrem Schoße birgt, während sie droben im lebendigen, goldenen Licht nur strahlende Schönheit und bestrickenden Glanz gebiert, dieses arglistige Meer, das ewig etwas Märchenhaftes vorgaukelt und unwiderstehlich in seine Fernen lockt, hat viele schon dem steinigen, stummen Festlande entrissen, das ständig befruchtendes Naß vom Himmel und schöpferische Arbeit vom Menschen verlangt und ach! so wenig Freude und Lust dafür schenkt.

Noch als Knabe hatte Tuba bei der Arbeit im Weinberge, der von grauen Mauern geschützt, zwischen Feigen und Olivenbäumen, im dunklen Grün der Apfelsinen und im Gewirr der Granaten, am Abhang des Berges sich hinzog, inmitten der grellen Sonnenstrahlen, der dampfenden Erde und der heiß duftenden Blumen, mit geweiteten Nüstern auf das blaue Meer hinausgestarrt. Er blickte dorthin wie ein Mensch, unter dessen Füßen der Boden schwand; die salzige Luft umnebelte ihm die Sinne, er wurde zerstreut, faul und ungehorsam, wie alle, die vom Meere umstrickt und in die Ferne gelockt werden, wie alle, die mit ganzer Seele das Meer liebgewonnen haben…

An Feiertagen, in der ersten Morgenfrühe, wenn die Sonne noch nicht hinter den Bergen bei Sorrento ganz emporgestiegen und der Himmel rosig angehaucht war wie eine Pfirsichblüte, jagte Tuba, zerzaust wie ein Schäferhund, wie ein Bündel knochenloser, elastischer Muscheln von Stein zu Stein springend, mit Fischangeln auf dem Rücken, den Berg hinunter, dem Meere zu. Mit seinem breiten, sommersprossigen Gesicht lachte er ihm von weitem entgegen, wenn durch den süßen Atem der erwachenden Blüten das scharfe Aroma, das leise Rauschen der Wellen zu ihm drang, die dort unten gegen das Ufergestein schlugen und wie Nymphen lockten.

Nun hängt er über dem Rand des rötlich-grauen Felsens, baumelt mit den bronzefarbenen Beinen über dem Abhang und senkt die pflaumengroßen, schwarzen Augen in das durchsichtige, grüne Naß. Welt wunderbare Welt, schöner als alle Märchen, sieht er durch dieses flüssige Glas! Goldigroten Seetang sieht er auf dem Meeresgrunde, zwischen Felsenriffen, die mit Teppichen bedeckt scheinen, und aus dem wirren Gesträuch des Seetangs schwimmen buntfarbige Violen, diese lebenden Blüten des Meeres, empor, wie trunken kommt der Barsch hervor, mit stumpfen Aeuglein, fein gezeichneter Nase und einem blauen Fleck auf dem Bauche; Goldfische jagen vorüber, kleine schwarze Fischlein, lustige Teufelchen, durchschneiden die Wogen, und gleich silbernem Geschirr glänzen die Meerbrassen und andere Schönheiten der Meerestiefe — wer kennt ihre Zahl — in der Sonne, sie sind alle schlank und durchtrieben und bevor sie den Wurm am Angelhaken schlucken, zwicken und rupfen sie ihn mit ihren kleinen Zähnchen von allen Seiten. —

Wie Vögel in der Luft schwimmen Flohkrebse in diesem hellen, sonnigen Wasser umher. Einsiedlerkrebse kriechen auf den Felsenriffen, ihre buntgeschmückten Behausungen hinter sich herschleppend; langsam bewegen sich die blutroten Meeressterne fort; stumm schaukeln die Glocken der lilablauen Modusen, hie und da streckt sich der bösartige, mit scharfen Zähnen versehene Kopf einer Müräne zwischen dem Gestein hervor; ein bunter, rotgesprenkelter Schlangenleib ringelt sich, gleichsam einer Hexe im Märchen, auf dem Felsen; noch furchtbarer und grausiger aber ist das Bild, wenn plötzlich ein großer Seepolyp wie ein schmutziger Lappen auftaucht und einem Raubvogel ähnlich sich auf einen Punkt hinstürzt, daneben schwimmt in gemächlichem Tempo eine Laguste, ihre langen Bartfäden bewegend, noch eine Unzahl anderer Wunder lebt in diesem durchsichtigen Wasser, unter einem Himmel, ebenso klar, aber noch viel öder als das Meer.

Die See aber atmet ein lebendiges Wesen, gemessen hebt und senkt sich ihre blaue Brust. Die grünen, weißgekrönten Wellen schlagen gegen den Felsen, sie spielen, plätschern und wollen bis an die herabhängenden Beine des Burschen hinaufspringen. Zuweilen gelingt es ihnen; Tuba zuckt zusammen, lächelt und die Wellen lachen. Ein Sonnenstrahl senkt sich tief, die Brust der Wellen durchschneidend, in das Wasser hinein und bildet einen hellglänzenden Lichttrichter. Die Seele schläft und träumt hier einen süßen Traum. Sie denkt nicht, sie wünscht nichts, sie nimmt nur stumm und freudig alles ringsum in sich auf: auch in ihr wogen lichtdurchtränkte Wellen auf und ab und allumfassend ist sie schrankenlos frei wie das Meer.

So brachte Tuba seine Feiertage zu, später zog es ihn aber auch an Werktagen hinaus, denn wenn der Mensch sein Herz an das Meer verschenkt, wird er selbst zu einem Teilchen von ihm. Schließlich überließ Tuba sein Stückchen Land dem Bruder und zog mit einer Schar Genossen, deren Sinn gleichfalls in die Ferne ging, an die Küste Siziliens, um dort Korallenfischerei zu treiben. Es ist eine schwere, aber herrliche Arbeit, man läuft zehnmal täglich Gefahr zu ertrinken, aber wieviel Schönes sieht man auch, wenn man aus den blauen Wellen das schwarze Netz emporzieht, halbkreisförmig, mit eisernen Spitzen am Rande, in dem sich, wie Gedanken im Schädel, Lebewesen mannigfachster Form und Farbe regen, und, das begehrte Geschenk des Meeres, die rosigen Verästelungen der kostbaren Korallen emporragen.

So ward für immer dem Festlande ein Mensch entrissen, den das Meer in seine Fesseln geschlagen hatte. Auch die Frauen liebte er nur wie im Traume, kurz und wortlos, denn er wußte nur darüber zu sprechen, was ihm wohl vertraut war — über Fische und Korallen, über das Spiel der Wellen und die Tücken des Windes, über die großen Schiffe, die in weite, unbekannte Fernen hinauszogen. Er war sanftmütig auf dem Festlande, ging er vorsichtig und argwöhnisch umher, war den Menschen gegenüber stumm wie ein Fisch, betrachtete alles mit den scharfen Augen des Fisches, der gewohnt ist, verräterische Tiefen vor sich zu sehen und ihnen zu mißtrauen. Auf dem Meere jedoch zeichnete er sich durch eine stille Heiterkeit aus, er war aufmerksam zu den Kameraden und flink wie ein Delphin.

Wie geschickt aber auch der Mensch sein Leben ausgewählt hat, es währt nicht länger als einige Jahrzehnte. Als der mit Salzwasser durchtränkte Tuba die Achtzig überschritten hatte, gehorchten ihm die Arme nicht mehr, sie waren von Rheumatismus gelähmt und hatten genug gearbeitet! Die gekrümmten Beine hielten kaum den gebückten Körper aufrecht. Traurig betrat der verwitterte Greis seine Insel und stieg den Berg hinauf, zu der Hütte seines Bruders, zu dessen Kindern und Enkeln, die viel zu arm waren, um gut zu sein. Jetzt konnte der alte Tuba ihnen nicht mehr wie früher schmackhafte Fische zum Geschenk bringen, diese Zeit war nun vorbei.

Dem Alten fiel der Aufenthalt unter diesen Leuten immer schwerer, die allzu aufmerksam jeden Bissen Brot zählten, den er mit seiner krummen braunen Tatze in den zahnlosen Mund schob. Bald sah er ein, daß er hier überflüssig war. Trübsal ergriff ihn, sein Herz zog sich in unbekannter Trauer zusammen, noch tiefer gruben sich Falten in seine Haut ein, und in den Knochen sagte sich ein fremder Schmerz an. Tagelang, vom Morgen bis zum Abend, saß er auf den Steinen vor dem Eingang der Hütte und blickte mit seinen alten Augen auf das leuchtende Meer hinaus, wo sein Leben zerschmolzen war, auf dieses blaue funkelnde Meer, schön wie ein Traum. —

Fern von ihm lag das Meer, und schwer war es für den Alten, zur Küste hinabzusteigen. Aber eines Tages faßte er den Entschluß und kroch in den stillen Abendstunden wie eine zertretene Eidechse über die scharfen Steine zum Meer hinab. Als er die Wellen erreichte, begrüßten sie ihn mit vertrautem Gemurmel — freundlicher als die Menschen — und schlugen plätschernd an das Ufergestein. Der Alte sank auf die Knie. blickte hinauf zum Himmel und in die weite Ferne, betete kurz und wortlos für die Menschen, die ihm sämtlich fremd geblieben waren, zog seine zerfetzten Kleider aus, die nie zu ihm gepaßt, schüttelte den grauen Kopf, ging ins Wasser hinein und schwamm die Augen zum Himmel gerichtet, in die Ferne, wo der dunkelblaue Himmelsvorhang den schwarzen Samt der Meereswellen berührte, und die Sterne so niedrig hingen, daß man sie scheinbar mit den Händen ergreifen konnte.

In stillen Sommernächten ist das Meer ruhig wie die Seele eines Kindes, das von dem Spielen des Tages ermüdet ist, kaum atmend schlummert es, und sieht gewiß wunderbare Traumbilder vorüberziehen. Schwimmt man nachts in dem schweren warmen Wasser, springen blaue Funken unter den Händen empor, ein blauer Flammenkreis breitet sich ringsum aus und die Seele des Menschen schmilzt langsam in diesem Feuer, das sanft und zart ist wie ein Märchen der Mutter. (Mit besonderer Erlaubnis des Malik-Verlages Berlin, dem Buche „Märchen der Wirklichkeit" von Maxim Gorki entnommen.)

Schiffbruch

Novelle von Grete Massee.

Die Magd Elisabeth Bratt hätte schon lange nicht mehr nötig gehabt, Magd in dem Hafenwirtshaus des Jonny Miller zu sein. Mehr als einmal hatte er ihr angeboten, in diesem Hause die Herrin zu werden. Aber Elisabeth hatte immer als Antwort das kleine Haupt mit den schweren, rotbraunen Flechten verneinend geschüttelt und mit dem Blick, den er schon an ihr kannte, in die Ferne geschaut.

Er wußte, mit diesem Blick sah sie weit zurück, sah in das Leben hinein, das ihr Leben vor dem großen Schiffbruch des Dampfers „Yellingstone" gewesen. Mit diesem Blick sah sie in die Heimat, sah die Sturmnacht, in der das Unglück geschehen, sah den Mann, den sie geliebt, und der in dem Wirrwarr jenes Schiffbruches von ihrer Seite gerissen wurde.

„Elisabeth, auf ihn brauchst du nicht zu warten. Er lebt nicht mehr. Werde meine Frau," hatte er einmal zu ihr gesagt, als er diesen Blick gesehen.

Aber sie hatte leise, doch sehr bestimmt, geantwortet: „Ich fühle es. Er lebt!"

So ging sie dienend durch das Haus, in dem sie hätte herrschen können. Des Abends stand sie neben dem Wirt hinter dem Schenktisch in einem schlichten, schwarzen Kleid, das ihren schmalen, weißen Hals ganz frei ließ. Ein dünnes Goldkettlein hing darum mit einem funkelnden, grünen Stein, das einzige an Besitz, was sie außer den Kleidern, die sie am Leibe getragen, gerettet in jener Nacht, in der der „Yellingstone" sein Ende fand. An den Abenden war die Wirtsstube überfüllt.

Es war eine Schenke, die sich von Generation auf Generation fortgeerbt und deren Ruhm in allen Erdteilen unter jenem Volk bekannt war, das die Meere befährt und bald an diesen, bald an jenen Küsten Anker wirft.

Hinter dem Schanktisch stand die Magd Abend für Abend und über ihrem weißen, stillen Gesicht sprühte unter dem Lichtschein der elektrischen Birnen ihr rotbraunes Haar, als wäre es aus Kupfer gesponnen. Immer sahen ihre schwarzen Augen zur Tür. Jedesmal, wenn sie sich öffnete, einen neuen Gast einzulassen, wurde ihr Blick dringlicher, fragender. Aber jedesmal senkte er sich enttäuscht wieder zu Boden. Der Erwartete kam nicht.

Jahr um Jahr ging.

Manchmal, wenn des Nachts der Mond in ihre Kammer schien, richtete sich Elisabeth, leise jammernd, in ihren Kissen auf.

„Warum kommst du nicht?" fragte sie. „Du lebst? Warum findest du den Weg nicht zu mir? Siehe, ich trage noch Tag für Tag den Ring am Finger, mit dem du dich mir anverlobt..."

Manchmal überfiel Elisabeth der Gedanke, hier fortzugehen, wo alles sie bedrückte.

Das alte große Haus wuchtete lastend auf ihr, der viele Zigarrenqualm war schädlich für ihre zarte Lunge und verursachte ihren quälenden Husten, die Gegenwart des Wirtes, der sie zum Weibe begehrte, wurde ihr immer unerträglicher. Sie zitterte schon, wenn sie auf den Treppen seine laute, grobe Stimme aus den Zimmern schallen hörte. Sein großes, volles Gesicht flößte ihr Abscheu ein. Vor seinen dicken, roten Händen hatte sie ein Grauen. Wenn manchmal seine Fingerspitzen, die ihren streiften, wenn sie aus seinen Händen ein Glas Bier nehmen mußte, um es einem Gast an den entfernten Tisch zu bringen, zuckte sie vor Abscheu zusammen. Immer schwerer wurde es ihr, ihn zurückzuweisen. Eines Tages würde er die Geduld verlieren, würde grob mit ihr sein, brutal und laut, wie er es mit anderen war.

Aber stets, wenn sie den Plan faßte, sich zu entfernen, war es ihr, als hielte sie eine unsichtbare Hand zurück. Das Schicksal hatte sie nach dem Schiffbruch in dieses Haus getrieben. Ihr war es, als ob das Schicksal dies nicht ohne Absicht getan. Und sie blieb und harrte und hoffte weiter.

An einem stürmischen Winterabend trat ein großer, breitschulteriger Mann in die Schenkstube. Es schien, als hätte der Sturm von selbst die Türe aufgerissen. Eine Welle von Wind und Schneegestöber kam in den Raum.

Die Magd, die hinter dem Schanktisch stand, schrie plötzlich auf. Die Hände ausgestreckt und „Robert! Robert" rufend, stürzte sie vorwärts und sank dem Fremden an die Brust.

Der stand hilflos da mit hängenden Armen und bestürztem Gesicht.

„Du bist gerettet worden in jener Nacht, Lizzie?", fragte er. „O Lizzie."

Elisabeth lachte und weinte, schlang den Arm um ihn und streichelte mit der linken Hand seine Wange.

Plötzlich wurde sie am Arm gefaßt.

Als sie sich umwandte, sah sie einer Frau ins Gesicht, die an ihrer linken Hand einen Knaben hielt.

„Sie ist nämlich meine Frau!" sagte der Fremde. „Ich konnte doch nicht ahnen, daß ich dich noch einmal wiederfinden würde. Sie ist eine sehr gute und tüchtige Frau, das muß ich sagen. Und auch unser Junge ist ein braver Bursche."

Bleich wie Linnen stand die Magd hinter dem Schanktisch. An ihrem zarten Halse funkelte das Goldkettlein mit dem grünen Stein, ihr Haar schimmerte im Lichtstrahl wie gesponnenes Kupfer.

Ihre schwarzen Augen, die wie erloschen drinblickten, sahen noch, daß ein Mann, eine Frau und ein Knabe über die Schwelle schritten, wieder hinaus in den Sturmabend, der draußen mit weißen Flocken wirbelte.

Dann sank sie zusammen und wäre gefallen, wenn Jonny Miller sie nicht aufgefangen.

Elisabeth Bratt ist nicht mehr Magd in dem Wirtshaus des Jonny Miller. Sie ist die Herrin und kann andern befehlen die Stiegen zu scheuern, die leeren Bierseidel zu spülen, den Staub zu kehren in den alten Räumen, die sich von Generation auf Generation fortgeerbt.

Aber Abend für Abend steht sie noch neben ihrem Manne am Schanktisch. An ihrem Halse fehlt die Kette mit dem grünen Stein, an ihrer Hand der goldene Ring, den sie so lange getragen. Auch ihre Augen sehen nicht mehr wartend zur Tür. Immer aber, wenn sie den Blick hebt und einmal jene Schwelle streifen muß, sieht sie vor ihrem inneren Auge Mann, Frau und Kind in die Nacht hinausgehen, in der im Winde die weißen Flocken wirbeln und schweben.



Ein halbes Dorf niedergebrannt

Im Dorf Wormsfelde bei Landsberg a. d. Warthe brach ein Brand aus, der mit rasender Geschwindigkeit um sich griff und 28 Gebäude in Asche legte.

Der Gorilla

Von Alfred Brie.

An dem Abend, als der Gorilla mit der Bahn ankam, strahlte das Schloß Walter Bergmanns in hellstem Lichterglanze. Der neue Rittergutsbesitzer hatte zu diesem Abend alles, was einen Namen besaß, zu sich geladen, und es gab nicht einen, der dieser Aufforderung nicht Folge geleistet hätte.

Es war eine eigenartige Laune des Millionärs gewesen, die ihn auf den Gedanken gebracht hatte, sich einen Gorilla anzuschaffen. Er hatte bereits einen Teil seines ausgedehnten Parkes nach dem Muster des Stellinger Tierparks zu einer Menagerie eingerichtet, aber die eigentliche Attraktion hatte gefehlt. Einen Löwen oder einen Tiger, wie es eigentlich seine Absicht war, wagte er der Nachbarschaft wegen nicht kommen zu lassen, und so hatte er schließlich in den gelesensten Zeitungen Amerikas und Europas ein Inserat aufgegeben, daß er einen Gorilla für jeden Preis zu kaufen wünsche. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit erhielt er von der Firma Moffat und Sons Denver, Colo, die Mitteilung, daß ein Gorilla in Begleitung eines Wärters auf dem Wege nach Europa wäre, und daß Herr Bergmann die nötigen Dispositionen treffen möge.

Nachdem Bergmann freudestrahlend von dem Inhalt des Briefes Kenntnis genommen und telegraphisch eine Transportfirma in Hamburg beauftragt hatte, den Gorilla sofort nach Ankunft per Auto auf sein Gut zu überführen, blieb sein Blick nachdenklich auf der Unterschrift haften.

Moffat! Merkwürdig, daß ihm dieser Name nicht schon bei dem ersten Briefe aufgefallen war. Er war nicht sehr gebräuchlich und erinnerte ihn an eine unangenehme Episode in seiner Vergangenheit. Mit gerunzelten Brauen blickte der Millionär vor sich hin. Er sah einen Mann vor sich, der ihn in den verzweifeltsten Tönen bat, ihn nicht dem sicheren Untergange preiszugeben, er hörte sich selbst kurz auflachen, hörte wilde, mit heiserer Stimme geflüsterte Drohungen.

Walter Bergmanns Gestalt straffte sich.

„Unsinn, Hirngespinste. Wie sollte Moffat nach Denver gekommen sein?"

Der Millionär empfing seine Gäste in strahlendster Laune. Der Gorilla war noch nicht angekommen, aber jeder wußte, daß das Tier heute abend erwartet wurde, und so war das Tier selbstverständlich das Gesprächsthema des Abends.

Als dann gegen Ende des Souper Klaus Ritter, der Verwalter, den Speisesaal betrat und mit feierlicher Stimme verkündete, daß der Gorilla soeben eingetroffen, und in dem Billardzimmer untergebracht worden sei, ging ein Raunen nervöser Spannung durch das Zimmer.

„Hoffentlich ist der Käfig gut geschlossen, daß wir keine unangenehme Ueberraschung erleben", klagte eine ältere Dame, und einer der Herren fügte vorwurfsvoll hinzu:

„Ich werde jetzt meines Lebens nicht mehr froh werden und immer fürchten, auf meinen Spaziergängen einem ausgewachsenen Gorilla zu begegnen."

Kaum war die Tafel aufgehoben, begaben sich die Gäste unter Führung Walter Bergmanns in das Billardzimmer, das nur von einigen Kerzen matt erhellt war. In einer dunklen Ecke stand der schwere eiserne übermannshohe Käfig. Scheu an die Wand gepreßt saß der Gorilla, den Kopf auf die Brust geneigt, ohne das mindeste Interesse für die ihn umringenden Beschauer zu zeigen.

Man warf ihm Früchte, Backwaren durch die Stangen des Gitters, aber das Tier bewegte sich nicht. Seine riesenlangen Arme hingen kraftlos herunter. Walter Bergmann beugte sich vor und prallte im nächsten Augenblicke erschreckt zurück.

Nie hatte er einen wilderen, haßerfüllteren Blick in dem Auge eines Tieres gesehen.

„Vielleicht ist es besser, ihn allein zu lassen", riet einer der Gäste, „damit er sich an seine neue Umgebung gewöhnt."

„Sie werden recht haben", erwiderte der Herr des Hauses und wandte sich noch einmal dem Gorilla zu. Und wieder traf ihn ein Blick, der ihm das Blut zu Eis gerinnen ließ und ein nie gekanntes Angstgefühl in ihm erweckte.

Als gegen Mitternacht alle Gäste das Schloß verlassen hatten, saß Walter Bergmann plaudernd bei einer Flasche Wein und einer Zigarre mit dem Bankier Robert Harten, einem seiner intimsten Freunde, zusammen, der in alle seine geschäftlichen Transaktionen eingeweiht war.

„Wollen wir noch einmal zu dem Gorilla gehen?" fragte er plötzlich. „Vielleicht ist er jetzt liebenswürdiger zu uns."

Noch brannten die Lichter in dem Billardzimmer, aber das Tier lag wie schlafend in seinem Käfig.

„Wie kommen Sie eigentlich zu diesem Prachtexemplar?" fragte der Bankier.

Walter Bergmann lächelte gezwungen.

„Sie werden überrascht sein, wenn Sie den Namen hören. Eine Firma Moffat und Son besorgte ihn mir.

„Moffat?"

„Ja, aber natürlich nicht der, den Sie meinen. Was sollte Harry Moffat mit wilden Tieren zu tun haben. Und wenn er es wäre, ist er viel zu feige, um mir noch einmal in den Weg zu treten."

„Sie haben recht", sagte Harton. „Ich sehe vielleicht zu schwarz."

Nachdem der Bankier ihn verlassen hatte, begab sich Walter Bergmann in sein Arbeitszimmer, um noch einige wichtige Briefe zu erledigen. Er hatte vielleicht eine halbe Stunde ohne aufzublicken geschrieben, als er plötzlich das Gefühl hatte, daß er nicht allein im Zimmer sei. Unwillkürlich sah er nach dem gegenüberliegenden Spiegel, in dem er das ganze Zimmer überblicken konnte, und sein Haar sträubte sich in jähem Entsetzen.

Die unförmliche Gestalt des Gorilla stand auf der Schwelle der Tür, der riesenlange, haarige Arm suchte nach dem elektrischen Lichtschalter. Im nächsten Augenblicke lag das Zimmer in tiefem Dunkel.

Walter Bergmann war allein mit dem Gorilla!

Er hatte in seinem Leben öfters Gelegenheit gehabt, den verzweifelsten Situationen die Stirn zu bieten, auch hier kam ihm seine fast übernatürliche Selbstbeherrschung zu Hilfe. Er erinnerte sich, daß an der linken Seite des Schreibtisches sich ein Knopf befand, um den Diener herbeizurufen.

Schrill durchgellte die elektrische Glocke die Stille der Nacht, unaufhörlich bis ein Riesenarm Walter Bergmann von seinem Schreibstuhle riß, und alles stumm und finster wurde.

Klaus Ritter fuhr jäh aus dem Schlafe auf, von dem angstvollen, unaufhörlichen Ruf der elektrischen Glocke geweckt. Mit einem Satze war er auf den Beinen und jagte nach den Gemächern seines Herrn. An der Tür prallte er mit einer Gestalt zusammen. Er griff nach ihr in der Dunkelheit, um sie festzuhalten, aber als er den zottigen Körper des Affen in seinen Händen fühlte, raste er fort, sprang in einen Fahrstuhl, der zu den höher gelegenen Dienerwohnungen führte, um Hilfe herbeizuholen.

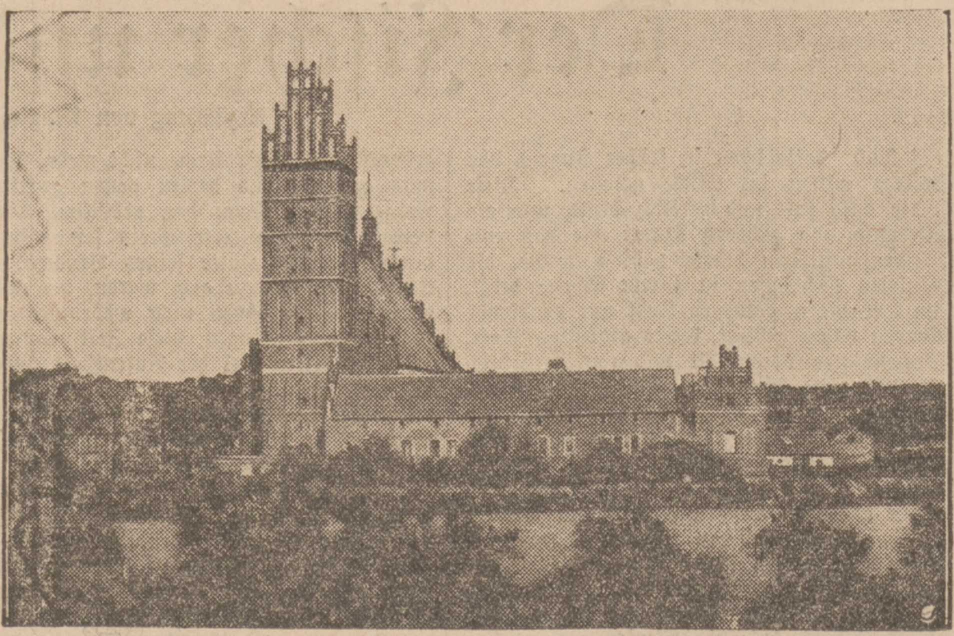
Drei mit Gewehren bewaffnete Männer kehrten in das untere Stockwerk zurück. Sie ließen die Lichter in dem Billardzimmer aufflammen. Der Käfig war leer. Dann eilten sie in das Arbeitszimmer Walter Bergmanns.

Der Millionär lag tot am Boden.

Das zerbrochene Fenster zeigte, welchen Weg der Gorilla genommen hatte. Klaus Ritter blickte hinaus in die mondhelle Nacht. Eine dunkle Gestalt jagte durch den Park, schwang sich über das Gitter und gewann die Landstraße.

Im Nu waren die drei Männer hinter ihr her. Aber der Vorsprung war zu groß. Nach einer Stunde mußten sie die erfolgreiche Jagd aufgeben.

Am nächsten Morgen machte der Vorsteher der nächsten Eisenbahnstation einen merkwürdigen Fund. Auf dem Bahnsteige der von Passagieren wenig benutzten Haltestelle fand er das Fell eines ausgewachsenen Gorillas.



Guttstadt feiert seinen 600. Geburtstag

Das ostpreußische Städtchen Guttstadt im alten Ermland begeht am 31. August und 1. September sein 600jähriges Stadtjubiläum. 1325 gegründet, erhielt Guttstadt vier Jahre später die Stadtrechte. Das Wahrzeichen der Stadt ist der schöne gotische Backsteinbau des Doms, der 1374 erbaut wurde.

Der Narr

Von Vera Steinhart.

Ich weiß nicht, warum das jüdische Speisehaus, wo ich zu Mittag esse, den großartigen Namen „Russisches Restaurant" trägt. Es wäre viel richtiger, es den Babylonischen Turm zu nennen.

Hier haben sich, wenn nicht alle Völker, so doch ganz gewiß eine gute Hälfte davon zusammengefunden; da sind Serben, Bulgaren und Polen; deutsche Juden und Deutsch-Russen; Belgier, die lange in Rußland gelebt haben, und Gott mag wissen wer noch.

Uebrigens teilte sich diese sonst so verschiedenartige Menge nur in zwei Hauptgruppen. Zur ersten — kleineren — gehörten alle die, welche Geld haben. Die Mitglieder dieser Gruppe treten mit einer Sicherheit auf, als ob sie die Herrscher dieser Welt wären. Sie tragen gutgearbeitete Kleider, Lackstiefel, Gold- und Brillantenschmuck — mit einem Wort alles, was in unserer Gesellschaft als Zeichen erreichten Wohlstandes gilt und dazu dient, um in dem Nächsten Hochachtung und Neid zu erwecken.

Zur zweiten — viel größeren — gehören alle die, welche kein Geld haben. Diese benehmen sich entweder gedrückt, oder allzu ungezwungen. Ihre eigenen Kleider hängen ihnen am Leibe, als hätten sie sie geschenkt bekommen; die Fähigkeit, ärmliche Kleider mit Würde zu tragen, ist nur wenigen gegeben. Sie sprechen mit Haß und Verachtung von den Ersten, lachen über ihre Genußsucht, ihre Anmaßung und über die Sorgfalt, mit welcher sie ihren Körper ausschmücken. Geschieht es aber, daß einer von ihnen — sei es durch ein Wunder Gottes oder mit der Hilfe des Teufels — in die Gruppe der Geldbesitzenden übergeht, dann wird er über Nacht denen zum Verwechseln ähnlich, über die er noch gestern lachte: dieselbe Genußsucht, dieselbe Anmaßung, dasselbe Verlangen, sein Ich durch alles, was Geld kaufen kann, in den Vordergrund zu drängen und so Achtung und Neid zu erwecken.

Alle diese Menschen kommen hierher nicht nur um zu essen. Hier spielt sich fast ihr ganzes Leben ab. Sollte man den Worten des Wirtes Glauben schenken, liebt er sie alle wie seine eigenen Kinder. Jedoch habe ich bemerkt, nicht alle gleich . . . Auch seine siebzehnjährige Tochter — blendende Schönheit; strohblondes Haar, kirschrote Lippen, himmelblaue Glasaugen —, sogar sie macht einen Unterschied: sie hat ein freieres Lächeln für die Reichen, ein anderes — kärglicheres — für die Armen.

Was aber diese verschiedenen Menschen vereint, ist der eine große Gedanke: stark und klar ist in ihnen das Bewußtsein, daß ihr einziges Heil im Gelde liegt, und um diesen Gedanken kreisen alle ihre Leidenschaften.

Abseits von dieser mehr oder weniger interessanten Gesellschaft steht Danilko. Ist er reich oder arm? Der Wirt sagt mir, daß er Werkmeister in einer großen Fabrik ist, verdient schönes Geld, hätte können vorwärtskommen, sich ein kleines Vermögen zusammensparen, aber . . . Der Wirt macht eine unbestimmte Bewegung mit der Hand.

Verspielt wohl in Karten? fragte ich.

O nein, antwortet der Wirt, und nach einer Weile fügt er verächtlich lächelnd hinzu: Er gibt es anderen . . .

Und die daneben stehende siebzehnjährige Schönheit bestätigt:

Ja, wer ihn nur anbettelt, dem gibt er Geld. So ein blöder Kerl.

Aber was wollen Sie nun mit so einem Menschen anfangen, sagt der Wirt, als ob er sich schuldbewußt fühlt, daß unter seinen Gästen solch ein Sonderling verkehrt . . . Der scheint nicht ganz recht im Kopfe zu sein. Wir nennen ihn den Narren. Manchmal treiben die anderen ihren Scherz mit ihm. Glauben Sie, er fühlt sich beleidigt? Nein, er lächelt nur, oder merkt es gar nicht.

Ich schaute Danilko an. Er ist nicht hübsch. Klein, mager, gebückt. Der Mund groß, die Nase lang. Schön sind nur die Augen. Jüdische Augen: Augen der Sehnsucht, Augen der Verbannung, Augen, die in der Wüste Gott erkannten. Aber seine schönen Augen sind selten weit geöffnet. Meistens sind sie zusammengekniffen, da er sehr kurzsichtig ist, und wenn er auf den Scherz seiner Nachbarn mit einem blassen Lächeln antwortet, sieht er wirklich etwas sonderbar aus.

Er interessiert mich und ich beobachte ihn. Ich merke, daß er oft so in ein Buch vertieft oder in Gedanken versunken ist, daß er nicht hört, wenn man ihn anredet.

Neulich ging ich zu ihm hin und schaute in das Buch, das vor ihm auf dem Tisch lag. Es ist Hamsun: „Die Geschichte einer Liebe". Danilko ist so vertieft, daß er nicht sieht, daß ich neben ihm stehe. Erst als ich spreche, hebt er den Kopf. Einen Augenblick schaut er mich an, ohne zu verstehen, was ich sage, dann antwortet er mit der ihm eigenen Bereitwilligkeit:

Ja, er liest Hamsun . . . Wie? Ob er ihm gefällt? O ja, sehr . . . Ein wundervoller Schriftsteller . . . Aber am besten gefällt ihm bei Hamsun „Hunger". Nicht wahr, das ist doch so realistisch? . . . fragt er mich.

Ich habe dieses grausame Werk an einem sehr dunklen Tag meines Leben gelesen, und vor seiner „Realistik" lief es mir kalt den Rücken hinunter, aber ich möchte, daß Danilko sich weiter äußert und widerspreche daher:

Nein, sage ich, ich finde nicht, daß dieses Werk sehr realistisch geschrieben ist. Zum Beispiel die Stelle, wo sein hungriger Held sich auf einmal verliebt. Das ist doch nicht lebenswahr.

Danilko kommt ganz in Bewegung. Ich hätte es gar nicht geglaubt, daß er so lebhaft werden kann.

O weh, sagt er mit seiner kummervollen, singenden Stimme, wie können Sie so etwas sagen!

Aber ich lasse mich nicht stören und fahre fort:

Mir sagten Männer, die Hunger gekannt haben, daß sie in diesen Augenblicken die märchenhafteste Schönheit kalt gelassen hätte, und daß diese Stelle bei Hamsun ihnen unverständlich wäre.

Vielleicht ist es „ihnen" unverständlich, sagt Danilko mit unerwarteter Geringschätzung und begleitet seine Worte mit einer verächtlichen Handbewegung, von der ich nicht weiß, ob sie der Männern hier im Saal, oder der Männerwelt überhaupt gilt. — Vielleicht ist es „ihnen" nicht begreiflich, aber ich verstehe es . . .

Sobald er die Worte ausgesprochen hat, wird er ob seiner Vermessenheit verlegen und verbessert sich schnell:

Das heißt, ich wollte sagen, er, Hamsun, versteht es . . .

Dann, als ob er mit sich selbst spräche, fügt er hinzu:

Und was soll es bedeuten, ein Mann könnte nicht lieben, wenn er hungrig ist. Will er denn Liebe kaufen . . . Oder erzwingen . . . Nein . . . Aber schauen Sie . . . verstehen Sie recht . . . Er ist einsam, hungrig und krank. Er ist doch ganz hungrig! Vielleicht ist sein Herz noch hungriger als sein Magen. Will er denn etwas erzwingen . . . Nein, er sagt doch selbst: „Ich werde vor ihr auf die Knie fallen und weinen." Verstehen Sie . . . Weinen möchte er! Und er wird doch nicht vor Männern weinen, die würden lachen. Aber vor einer Frau schämt man sich nicht . . . Sie wird nicht lachen . . . sie versteht alles, denn sie ist Mutter . . .

Er bringt dies alles schwer und abgerissen heraus, als ob die Worte, die er ausspricht, übereinander stolpern. Seine wundervollen Augen sind jetzt weit geöffnet und beleuchten sein armes Gesicht mit einem magischen Schimmer.

Er schweigt eine Weile und schaut sinnend vor sich hin. Dann fängt er wieder an zu sprechen:

Vieles verstehen die Menschen nicht, weil sie mit dem Kopf denken. Man sollte so denken — er berührt dabei mit der Hand sein Herz —, dann wird alles begreiflich.

Ich schaute ihn schweigend an; er scheint in meinen Augen eine stumme Frage zu lesen, denn plötzlich lächelt er schuldbewußt und indem er schnell den Saal überblickt, sagt er:

Ach! Das ist doch nicht wichtig . . . Die wissen ja nicht, was sie tun.

Und als ich später nach Hause gehe, denke ich immer denselben traurigen Gedanken. Ich habe diesen Abend verstanden, daß wo nur immer sich Menschen versammeln, die sich in drei Gruppen einteilen:

Die Ersten — die Satten. Diese dünken sich die Aristokratie. Sie denken mit der Tasche. Ihr Tempel ist die Börse.

Die Zweiten — die Hungrigen. Diese denken mit dem Magen. Ihre Träume sind Sättigung.

In diesen ersten zwei Gruppen geht eine fortwährende, wenn auch kaum bemerkbare Verschiebung vor sich. Und im wesentlichen unterscheiden sich die Mitglieder dieser zwei Gruppen fast gar nicht.

Und nun die Dritten: Diese stehen abseits. Sie kämpfen nicht um persönliche Vorteile, denn sie leben in einer allen sichtbaren Welt, deren Freuden und Leiden den ersten zwei Gruppen verschlossen bleiben.

Diese Dritten denken mit dem Herzen. Mit ihnen treiben die ersten zwei ihren Scherz und nennen sie die Narren.

Auch ein Heldentod

Von Stal.

Es war um die Zeit, als Mussolini wieder in die Redaktion des „Popolo d'Italia“ einzog und in seinen Leitartikeln nach einer nationalen Tat schrie. Um diese Zeit stand vor den Schaukästen der Druckerei ein altes Frontschwein, zermürbt, müde und existenzlos und verschlang mit den Augen die Zeitungsartikel, die von Kriegsgewinnentzug, Erbschaftssteuer und Bodenenteignung sprachen. Vitto Scrazutti las zwei-, dreimal, und es loderte ein Feuer in seiner Brust: Man hatte diesem Benito doch unrecht getan. Sein Programm ging gegen die Bedrücker und Ausbeuter, er wollte Befriedigung der Kriegsopfer und Beseitigung der regierenden Bürokratie. Und so war Vitto Scrazutti nicht einer der letzten, die dem Faschio Treue schwuren.

Auf der Mailänder Straße „der Versöhnung“ wurde die erste Barrikade errichtet. Scrazutti stand obenauf.

„Werft den Sandsack hierher! — — Rudolphe — den Stacheldraht! — — Macht weiter, Kameraden — in zehn Tagen geht es los!“

Rudolphe wischt sich den Schweiß und spuckt dem Kommandanten der Centurio die Worte ins Gesicht:

„Daß du hier immer so schreien mußt! Wir sind nicht an der Front!“

„Und ob wir an der Front sind!“ Scrazutti drängt ihn mit einer Handbewegung von der Barrikade herunter.

„Rudolphe, bring Stacheldraht und halt dein Maul! Ueberlasse das Denken jenen, die schon ein bißchen Praxis haben im Bau solcher Revolutionsarchitekturen!“

Der andere geht. Als er wiederkommt, brennt ihm der Schweiß, und er öffnet neuerlich den Mund.

„Was ihr euch wohl einbildet auf euer Schießen an der Front! Ihr glaubt wohl, daß die Revolution für euch gemacht wird. Da täuscht du dich, Vitto! Der Faschio geht von uns aus; von uns — von der Jugend!“

Vitto wird ein wenig rot im Gesicht.

Dreckzeug, kleines — laß dir die Nase putzen! — Wir werden den Kapitalismus zertrümmern, und wenn dabei etwas für dich abfällt, dann darfst du es behalten. Und jetzt geh, dummer Junge — und bring Stacheldraht!“

Rudolphe ist hartnäckig wie ein kleines, verbissenes Tier. Er wirft eine Rolle rostigen Kriegsmaterials auf die Mauer und schleudert die Worte hinterher:

„Wer hat dir das erzählt, daß es gegen den Kapitalismus geht? — Heda! was denkst du, werden die Faschistengenerale Gustavo Fara, de Bono, Gando Checherini und Zamboni, werden die gegen den Kapitalismus marschieren?“

Scrazutti ist erstarrt. Er gleicht für einen Moment einem Schreckensbild aus Granit. Dann aber reißen seine Fäuste den Jungen hinauf und pressen sich an seine Gurgel.

„Was soll das heißen — du Lausekerl? Sprich, gegen wen geht es? — sprich! — oder ich reiße dir die Zunge heraus!“

Aber bevor Rudolphe noch ein Wort herausbringt, ist ihm ein Dutzend Kameraden zu Hilfe gekommen. Die entwinden den Geängstigten aus den Fäusten des Kriegers und ziehen ihn mit sich fort. Ein paar stehen um Scrazutti herum, nicht feindlich und nicht freundlich.

„Das geht nicht, Scrazutti! Laß den Jungen; für kleine Reibereien ist jetzt nicht Zeit!“

Vitto sucht mit flackernden Augen die Gesichter in der Runde.

„Die Kröte hat da etwas von geänderten Zielen gesprochen. Die Wahrheit möchte ich wissen: Gegen wen geht es?“

Einer faßt ihn unter den Arm.

„Das alte Programm, Scrazutti! Das alte Kampfprogramm gegen Kriegsgewinn, Bürokratie und gegen alles, was uns in diesem Kampfe hindern wird.“

„Also auch gegen das Militär?“

„Ja, wenn es — —“

„Gut also! Aber wenn da ein paar Arbeiter dahinterstehen — oder wenn so ein Generalstreik der Gewerkschaften dazwischenfährt — was ist dann?“

„Aber geh! Scrazutti, wer wird auf einer Barrikade Probleme wälzen? Das Unwahrscheinliche kommt hier gar nicht in Betracht! Wenn es so weit sein soll, dann geht unser Kampf natürlich auch gegen die Gewerkschaftsführer. Und das sind doch diese Kerle, die mit Automobilen fahren und tausend Lire im Monat in die Tasche stecken. Oder kennst du diese Protzen nicht?“

Im Kopfe des Bedenklichen kreist ein Mühlenrad. Das Programm scheint ihm zu weit nach rechts gerückt.

„Nun gut! Ich kenne zwar keinen Gewerkschaftssekretär, der im Automobil fährt; und unser Vertrauensmann in Roscatto bezieht keine tausend Lire. Ich habe ihm vor dem Krieg eine Hose geschenkt, und die wird er heute noch tragen. Aber das eine weiß ich, daß dieser Kampf gegen etwas Unbestimmtes auch ein Kampf gegen uns sein wird. Und dies ist nicht meine Sache! Adieu, Kameraden!“

Srcazutti springt von der Barrikade und schlendert, den Kopf voll Enttäuschung, der Casa del Faschio zu. Er weiß noch nicht, was er jetzt beginnen wird. Da plötzlich steht ein Schatten auf seinem Weg und rührt sich nicht. Und als Scrazutti aufsieht, erkennt er ihn, den „Capo che precede“, den „Führer, der voran geht“.

Die hündische Seele erschrickt und versteckt seine Gedanken. Nicht so Serazutti. Seine Fäuste bohren sich in die Hosentaschen, sein flacher Helm sitzt ein bißchen schief, aber das Wort läuft gerade heraus:

„Benito, wir sind zwei alte Frontschweine, du und ich! Eine besondere Leidenschaft hatte ich nie für dich. Schon wegen deinem Kriegsgeschrei von 1915. Und wenn ich da eine Centurio von dir übernommen habe, so war es deshalb, weil ich die Jungen gegen den Kriegsgewinn und für die Bodenenteignung auf die Barrikaden führen wollte. Nicht dir zuliebe und nicht der dummen Jungen wegen, sondern weil ich dabei eine Art Privatvergnügen habe, meine Frontjahre mit in Rechnung zu stellen und mit meinem Maschinengewehr auf den Bäuchen der Kapitalisten diese Rechnung zu quittieren.

Aber da ist so ein dummes Gerede — Benito! Man spricht hier, daß es gegen die Gewerkschaften geht, und da tu ich nicht mit! Wer jahrelang durch den Dreck gezogen wurde, der wird sich nicht gegen die letzte Hoffnung seines Lebens stemmen — gegen die Gewerkschaften.

Ich wollte — Benito, ich wäre wieder in meinem Steinbruch in Roscato! Da sind dreißig Kerle, einer wie der andere. Und dann ein Maschinengewehr, ein Colt oder ein Maxim — mir wär's egal, und zwanzig Gurten. Du könntest dann eine Armee deiner Grasaffen auf mich lassen, bei Gott, es würde sich klären, gegen wen es geht!

So! Und nun, Benito, kannst du mich von meiner eigenen Centurio erschießen lassen. Aber sieh dich vor, Capo! Ich bin nicht allein; Italien hat eine runde Million solcher Kerle, die nicht mit einer schlecht gezielten Gewehrkugel auf einmal abgetan werden können!“

Scrazutti hatte ausgesprochen und erwartete nun den berühmten „vernichtenden“ Blick des großen Mussolini. Aber der kam nicht. Im Gegenteil. Der „Vapo che precede“ nahm ihm sachte den Sturmhelm herunter und betrachtete den Menschen von seinem schweißverklebten Haar bis zu den ausgefransten Wickelgamaschen — eingehend und sorgfältig.

„Das ist der alte Scrazutti! Madonna! — Du bist noch immer der rabiate Kerl! — Kannst du dich noch erinnern, Vitto, als wir zwei in der Schlucht des Vrsig in einem Granattrichter lagen — — eine halbe Gurte Patronen — keinen Tropfen Wasser und keine Möglichkeit zurückzukommen? — Und weißt du noch, wie der Sandri aus Ferrara, du und ich aus der Stellung am Monte Kuk jede Nacht zu den Oesterreichern hinüberkrochen und einen Höllenspektakel aufführten?

Scrazutti, denk an diese Zeit und an das, was ich dir jetzt sage. Es geht gegen die Bürokratie, gegen das alte Gesetz und gegen die Regierung. Die Gewerkschaften stehen bei uns, das kannst du mir glauben. Von Pisa bis Civitavecchia, von Perugia bis Monterotondo halten sie Gewehr bei Fuß und warten auf das Losschlagen! Die Gewerschaftshäuser sind Kasernen, die Sozialdemokraten singen die „Giovinezza“, die Hymne des Faschismus.

Vitto — übernimm deine Centurio, und ich werde den Jungen die Köpfe waschen. Vitto — A noi!“

*

Von solcher Rede läßt sich viel Erfolg versprechen; speziell dann, wenn man die Tatsachen verschweigt und die Menschen mit seinen dunklen Plänen hintergeht. Was brauchte es auch Scrazutti zu wissen, daß Benito eine Viertelstunde früher die Meldung empfing: Die Gewerkschaftshäuser in Arcona, Rimini und Castellmara sind niedergebrannt und die Verbandsvorstände und Sekretäre wurden erschossen! — Aus dieser Meldung hätte Scrazutti seine Konsequenzen gezogen und hätte sich vielleicht den Heldentod erspart. Aber dies hätte nicht der geschichtlichen Entwicklung des Faschio entsprochen, und so muß Scrazutti wie ein Amokläufer die letzte Strecke seines Lebens zurücklegen.

*

Nun nähert sich das Verhängnis. Wie eine Katze schleicht es heran, und der, den es angeht, merkt es nicht und steht wie im Traum vor der Fata Morgana seines wässerigen Zieles. Man möchte ihm zurufen, er solle die Finger lassen von Dingen, die nicht sauber sind; man will ihm ins Gedächtnis prägen, daß aus seinem Leben, Kämpfen und Sterben ein Strick gedreht wird, welcher der menschlichen Entwicklung aller Arbeitenden den Hals abschnüren soll, — — es ist umsonst!

Scrazutti steht mitten im Lärm der brüllenden Straße. Die Straße tobt! Rauchwolken hängen an zerschossenen Fensterstöcken, Handgranaten fliegen, und irgendwo wird ein Riesenfaß von Erbsen auf ein Blech geschüttet; — es beißen die bleiernen Zähne der Maschinengewehre ins Pflaster. Im Getöse taucht hie und da ein verlorener Schrei auf oder ein Seufzer — und vergeht.

Hinter einem Berg von Schutt und zerfetztem Holz bringt Scrazutti sein Maschinengewehr in Stellung und richtet es auf ein schräg gegenüberliegendes Haus. Da oben irgendwo — man weiß es nicht genau, hockt eine Abteilung Carabinieri und überschüttet den Platz mit einem Kugelregen. Kein Mensch konnte über den Platz laufen — flitz! packte ihn der eiserne Hund am Genick und warf ihn aufs Pflaster.

Aber Scrazutti wollte diesen Polypen eine Suppe einbrocken. Er zieht eine Gurte mit Einschußpatronen durch und koppelt eine zweite. Und dann läßt er die Bohnen hinüberrasseln, daß die Ziegel fliegen.

Neben ihm reißt etwas Unsichtbares kleine Splitter vom Verschlag. Einmal, zweimal, dreimal — näher und entfernter.

„Ah! das geht auf mich!“ Seine Augen suchen das Dach, laufen Ziegel um Ziegel die Reihe ab. „Hölle und Teufel! — da oben steckt dieses Schwein!“

Er sieht den Gewehrlauf blinken und wartet den nächsten Schuß ab. Dann aber hämmert ein feuriger Strahl im steilen Winkel die Dachrinne, zerplittert die Ziegeln zu einem wirren Haufen und bellt einige hundertmal in ein gähnendes Loch, an dessem Holzkranz wenige Gehirnfetzen hängen. Und dann wieder runter!

Das Maschinengewehr wird eine Säge und schneidet einen Erker auf, verbeißt sich wütend ins Mauerwerk, bis es drüben stille wird und der eiserne Hund mit Bellen aufhört.

Ein Sturmtrupp fegt über den Platz, stürmt die Häuser und wirft die Leichen der Soldaten und Polizisten auf die Straße.

Scrazutti hat ganze Arbeit geleistet. Er hockt auf dem Schuttberg und schleudert seinen Stahlhelm zur Seite. Die Straße ist frei; nun kann es losgehen. Er ist nur ein bißchen müde, verkrampft vom Hocken und will sich vorerst Bewegung machen. Die Fäuste in den Hosentaschen, die Stirne frei, das Haar schweißverklebt — jeder Zoll ein selbstbewußter Kämpfer, so lächelt er den abziehenden Rauchschwaden nach und schreitet auf und ab. Nur ein Momentchen, so lange nur, bis die Jungen aus den Häusern zurückkommen. Dann aber geht es wieder vorwärts, Scrazutti wird den Kapitalisten die Bäuche mit blauen Bohnen tätowieren, er wird nach allem Kampf ein Stückchen Land bekommen und Staatshilfe; er wird dann Kartoffeln bauen und Hühner züchten und wird ein zufriedener Mensch sein. Scrazutti lächelt vor sich hin und baut in die Luft ein Schloß.

Oben in den Häusern stürmen die Jungen durch die Zimmer. Sie reißen die Bilder von den Wänden und werfen mit Handgranaten auf eine Pendeluhr.

„Haut den Dreck zusammen, das ist eine Sozialistenbude!“ Das kann zwar niemand bestätigen, aber der Befehl wird befolgt, obzwar ihn einer der jüngsten gegeben hat. Sie stürmen in die Küche und zertrümmerte das Geschirr. Einer schlägt mit einem Hammer den Wasserleitungshahn ab. Dann, wieder im Zimmer, entdeckt Rudolphe ein Gefäß unter dem Bett.

„Ein Nachttopf! Das war bestimmt ein dreckiger Sozialist, der seine Notdurft im Zimmer verrichtet!“

Und ein anderer drängt in wilder Freude: „Rudolphe, schmeiß ihn zum Fenster heraus!“ Und das geschieht.

Nun muß man aber wissen, daß so ein massives Gefäß gut zwei Kilo schwer ist. Und wenn es vom vierten Stock in die Tiefe saust und auf einen unbedeckten Schädel prallt, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß sowohl beide Teile in Trümmer gehen.

Scrazutti trug den einen Teil — seinen Kopf — traumverloren einer besseren Zukunft entgegen, als der zweite Teil dieses werdenden Dramas durch die Luft fliegt. Ein kleiner Klatsch — ein brüllender Aufschrei — — leises Splittern von Scherben, und ein Nebel legt sich über die aufgerissenen Augen Scrazuttis.

Kartoffeln, Hühner und Kapitalisten verschwinden in einer unbestimmten Ferne, das Luftschloß zerrinnt — — ein müdes Aechzen — — ein leises Zucken — — und Scrazutti hat ausgekämpft.

Haare schwimmen im Blut — — der Schädel klafft — das Hirn zuckt in winzigen Teilchen am Pflaster.

*

Ausgekämpft — Ende. Die kriegerische Zeit verhüllt sich in Scham. Sie tötet durch Pulver und Blei, mit Gas und Gift, Brand und Wasser, sie tötet und läßt dem Kinde dieser Zeit den Ausweg offen: „Hurra“ zu schreien. Sie läßt allen Helden die Pose des Sterbens und die Theatralik eines Heldentodes. Den Tod des Vitto Scrazutti aber wird sie negieren — beiseite schieben. Sie wird ihn verleugnen und sich seiner schämen, weil dieser Heldentod gar keine Agitationskraft besitzt.

Deshalb also wird dem Sterben des Vitto Scrazutti wenigstens hier ein Denkmal gesetzt. Und vielleicht will es einmal das Spiel des Zufalls, daß der Faschismus den „unbekannten faschistischen Soldaten“ ausgräbt und dabei auf den entseelten Körper des Vitto Scrazutti stößt. Vielleicht wird ihm, den niemand kennt, eine Ruhmeshalle gebaut, in der Messen gelesen und Krokodilstränen geweint werden. Und ein frommer Spruch wird in Marmor gemeißelt: „Wunderbar sind des Herrn Wege, wenn er den Menschen zur Schlachtbank treibt.“

Sein würdiger Vetter

Kurfürst Wilhelm der Zweite.

Als nach dem Sturze Napoleons und der Vertreibung seines jüngsten Bruders Jerome aus Kassel wieder ein hessischer Kurfürst zur Regierung kam, der — Treppenwitz der Weltgeschichte — den Namen Wilhelm der Zweite führte, bekam das hessische Volk allerlei erbauliche Auswirkungen der reaktionären Herrschaft eines größenwahnsinnigen Monarchen zu spüren. U. a. müssen damals die Zustände auf der Post besonders erfreulich gewesen sein. In Kassel wurde jeder ankommende oder abgehende Brief geöffnet und, sofern sein Inhalt dem Postdirektor mißfiel oder ihn überhaupt interessierte, einfach unterschlagen. Die Bewohner Kassels vermieden es deshalb nach Möglichkeit, ihre Briefe durch die Post zu schicken, und wählten lieber lange Umwege zu ihrer Beförderung.

Der Kurfürst Wilhelm der Zweite hat es sogar fertiggebracht, seinen späteren Namensvetter, den letzten deutschen Kaiser, der in unserer Erinerung u. a. als Schöpfer der „schneidigen“ Schnurrbartform „a la Haby“ fortlebt, noch zu übertrumpfen. Er verlangte nämlich von seinen Offizieren und Beamten, daß sie sich ihren Schnurrbart und Backenbart zu Ehren seines Namens durch Beschneiden zu einem lateinischen großen W formen ließen. Ferner wollte er bei seiner Wiederkehr nach dem Ende von Jeromes Herrschaft den Titel eines „Königs der Katten“ annehmen. Das hat man ihm jedoch verweigert.



Küstenlandschaft von Florida

im Südosten der Vereinigten Staaten, wo ewiger Sommer lacht.

Bräutigam und Vater

„Sie heiraten, wie ich höre!“ — wandte sich ein Bekannter auf einem Sommerfrischlerball an Peter Petrowitsch Milkin. — „Wann geht die Geschichte los?“

„Wie kommen Sie bloß darauf?“ errötete Milkin, „welcher Esel hat es Ihnen erzählt?“

„Alle reden davon, und es ist ja auch aus allem ersichtlich... Da ist nichts zu verheimlichen, mein Bester. Sie glauben, uns sei nichts bekannt, wir kennen Sie aber durch und durch und haben offene Augen. He, he, he . . . Ganze Tage stecken Sie bei Kondraschkins, essen dort zu Mittag und zu Abend, singen Romanzen, spazieren mit Nastenka Kondraschkin und bringen ihr stets Blumensträuße, anderen jungen Damen aber nicht! Unlängst trifft mich Papa Kondraschkin und sagt, Ihre Sache sei in Ordnung und die Hochzeit finde nach der Rückkehr aus der Sommerfrische statt. Nun! Geb' Gott! Ich freue mich nicht so um Ihretwillen, wie um Kondraschkins . . . Sieben Töchter hat ja der arme Kerl. Das ist kein Spaß! Und nun gelingt es ihm mit Gottes Hilfe, wenigstens eine unter die Haube zu bringen.

„Hol's der Teufel,“ denkt Milkin. „Das ist schon der zweite, der mir von meiner bevorstehenden Heirat mit Nastenka erzählt. Woher schließen sie es, hol' sie der Fuchs! Daraus, daß ich mit Nastenka spazieren gehe und bei Kondraschkin täglich zu Mittag esse? Nein, es ist Zeit, diese Gerüchte verstummen zu machen, sonst können sie mich, ehe ich mich dessen versehe, verheiraten, diese verfluchte Gesellschaft! Morgen erkläre ich dem alten Lümmel Kondraschkin, er möge sich keine falschen Hoffnungen machen und — ade!“

Am nächsten Tage betritt Milkin das Kabinett des Hofrats Kondraschkin, eine leichte Beklemmung in der Magengegend verspürend.

„Ah, Peter Petrowitsch!“, begrüßte ihn der Hausherr. „Wie geht's? Sie sehnen sich wohl mein Engel? He, he, he . . . Nastenka kommt gleich . . . Sie ging bloß auf einige Minuten zu Gussews.“

„Ich komme eigentlich nicht zu Nastaßja Kirillowna,“ stotterte Milkin, sich verlegen den Kopf kratzend, „sondern zu Ihnen . . . Ich habe mit Ihnen über etwas zu sprechen.“

„Worüber gedenken Sie denn zu sprechen?“, zwinkert Kondraschkin mit den Augen. „He, he, he, seien Sie nicht schüchtern, mein Lieber! Mann, Mann! Ein Unglück ist es ja, mit euch Jugend zu tun zu haben! Ich weiß ja, worüber Sie sprechen wollen! He, he, he. Ist ja schon höchste Zeit!“

„Eigentlich verhält sich die Sache folgendermaßen . . . Ich bin gekommen, um mich von Ihnen zu verabschieden . . . Ich verreise morgen . . .“

„Was heißt verreisen?“, fragte Kondraschkin glotzend.

„Ganz einfach . . . Ich verreise. Das ist alles! . . . Gestatten Sie mir, für Ihre liebenswürdige Gastfreundschaft zu danken. Ihre Töchter sind so lieb . . . Ich werde die Zeit nie vergessen, die . . .“

„Erlauben Sie!“ — Kondraschkin wurde kirschrot im Gesicht. „Ich verstehe Sie nicht ganz . . . Selbstverständlich hat jeder Mensch das Recht, zu verreisen . . . Sie können ja tun, was Sie wollen, aber retirieren . . . Das ist unehrlich!“

„Ich weiß nicht, wieso ich rr—retiriere . . .?“

„Kam zu uns den ganzen Sommer, aß, trank, gab Hoffnung, scharwenzelte hinter den Mädchen von morgens bis Mitternacht und plötzlich, da hast du's, ich verreise.“

„Ich, ich machte keine Hoffnungen . . .“

„Ganz recht. Sie haben keinen Heiratsantrag gemacht, war aber aus Ihrem Betragen nicht ersichtlich, wozu Sie neigten? Aß jeden Tag zu Mittag, lief mit Nastja ganze Nächte hindurch Arm in Arm. Geschieht so etwas nur so? Ganz einfach! Bräutigame essen täglich zu Mittag, und wenn Sie keiner wären, würde ich Sie umsonst gefüttert haben? Jawohl! Nicht schön! Ich will nichts mehr hören! Geruhen Sie einen Heiratsantrag zu machen, sonst . . .“

„Nastaßja Kirillowna ist ein sehr liebes, gutes Mädchen . . . Ich achte sie, und kann mir keine bessere Frau wünschen . . . aber . . . unsere Anschauungen gehen auseinander.“

„Und das ist alles?“ grunzte Kondraschkin freudig. — „Nun, mein guter Junge! Kann man denn eine Frau finden, deren Anschauungen mit denen des Mannes übereinstimmen? Sie grüner Jüngling! He, he, he . . . Jetzt harmoniert ihr nicht in den Ansichten und später . . . wird sich alles glätten . . . Das Pflaster ist neu — man kann noch nicht fahren, wenn man's aber erst ein wenig befährt, so geht es schon!“

„Ja, ja, ganz recht . . . Ich bin aber Nastaßjas unwürdig!“

„Würdig . . . würdig. Unsinn! Bist ja ein braver Kerl!“

„Sie kennen nicht meine Fehler und Schattenseiten . . . Ich bin arm.“

„Unsinn, Sie kriegen Gehalt. Gott sei Dank!“

„Ich bin ein Trunkenbold . . .“

„Gott behüte . . . Habe Sie noch nie betrunken gesehen!“, wehrte Kondraschkin hastig ab. „Jugend kann nicht anders. Hab's auch getan,“

„Ich saufe flaschenweise; bei mir ist es vererbt!“

„Glaub's nicht. So ein frischer Junge und vererbt. Suff! Nee . . .“

„Der alte Teufel ist nicht zu betrügen,“ denkt Milkin. — „Wie er aber die Töchter los werden will!“

„Das ist noch nicht alles, ich habe noch andere Untugenden. Ich bin bestechlich.“

„Aber Bester, wer ist es heute nicht? He, he, he . . . Auch 'ne Neuigkeit!“

„Und habe außerdem kein Recht zu heiraten, bis ich nicht weiß, was mein Los ist . . . Ich habe Ihnen etwas verschwiegen, jetzt müssen Sie es aber erfahren . . . Ich stehe unter Gericht... wegen Unterschlagung . . .“

„Unter Gericht?“, staunte Kondraschhin. — „Hm . . . ja . . . Wußte nicht . . . Tatsächlich, man kann nicht heiraten, wenn man nicht sein Schicksal kennt . . . Ist es ein großer Betrag?“

„Hundertvierundvierzigtausend.“

„Hm, ein Vermögen. Die Sache riecht tatsächlich nach Sibirien. Das Mädchen könnte noch zu Grunde gehen. In diesem Fall ist nichts zu machen. Gott mit Ihnen!“

Milkin atmete frei auf und streckte die Hand nach dem Hut aus.

„Uebrigens,“ setzte Kondraschkin nach kurzem Nachdenken fort, wenn Nastenka Sie liebt, mag sie Ihnen auch dorthin folgen. Was ist Liebe, welche Opfer fürchtet? Außerdem herrscht im Tomsker Gouvernement ein furchtbares Klima. In Sibirien lebt man besser als hier. Würde selbst hinfahren, wenn nicht meine Frau da wäre. Sie können anhalten!“

„Welch ein hartnäckiger Teufel!“, denkt Milkin. „Würde die Tochter an Satan selbst verkuppeln, um sie nur los zu werden.“

„Das ist noch nicht alles,“ setzte er laut fort. „Man wird mich noch wegen Fälschungen richten!“

„Alles eins! Dieselbe Strafe!“

„Pfui!!!“

„Weshalb spucken Sie?“

„So hören Sie. Ich habe Ihnen noch nicht alles entdeckt! Zwingen Sie mich nicht, das Geheimnis meines Lebens zu offenbaren . . . Ein furchtbares Geheimnis . . .!“

„Ich wünsche nicht, Ihr Geheimnis zu kennen! Mumpitz!“

„Kein Mumpitz, Kirill Trofimowitsch! Wenn Sie es hören, werden Sie zurückfahren . . . Ich bin ein entlaufener Sträfling.“

Kondraschkin war mit einem Sprung von Milkin fort, als ob ihn eine Tarantel gestochen hätte und blieb versteinert stehen, verharrte eine Weile in diesem Zustande, ohne sich zu bewegen, mit Augen, aus denen Entsetzen und Grauen nach Milkin blickten, fiel auf einen Stuhl und stöhnte: „Habe so etwas nicht erwartet . . . Und so einen habe ich an meiner Brubst großgezogen! Gehen Sie, um Gottes willen! Und zeigen Sie sich nicht! Oh!“

Milkin ergriff seinen Hut und wandte sich triumphierend dem Ausgange zu.

„Halt!“, schrie Kondraschkin. „Weshalb hat man Sie bis jetzt nicht festgenommen?“

„Ich lebe unter einem falschen Namen. Es ist schwer, mich zu entlarven.“

„So . . . Es kann sein, daß Sie bis zu Ihrem Tode so leben werden und keiner erfahren wird, wer Sie sind . . . Halt . . . Sie sind jetzt ein ehrlicher Mann, haben längst bereut . . . Gott verzeihe Ihnen! Es sei, Sie heiraten!“

„Milkin begann zu schwitzen. Mehr lügen konnte er nicht, und mehr als zu einem entlaufenen Zuchthäusler konnte er sich nicht stempeln. Es blieb nur eins, schmählich zu entlaufen, ohne seine Flucht zu motivieren. Er war schon im Begriff, durch die Tür zu entschlüpfen, als ihm ein neuer Gedanke kam.

„Hören Sie, Sie wissen noch immer nicht alles!“, schrie er, „ich bin ein Verrückter und Verrückte dürfen nicht heiraten!“

„Glaub's nicht! Verrückte sprechen nicht so logisch.“

„Sie begreifen das nicht. Wissen Sie denn nicht, daß viele Verrückte nur zu bestimmten Zeiten verrückt werden, in den Pausen aber wie alle Menschen sind?“

„Glaub's doch nicht!“

„Dann zeige ich Ihnen ein ärztliches Attest!“

„Dem Attest werd' ich glauben. Ihnen aber nicht. Ein neuer Verrückter!“

„Nach einer halben Stunde haben Sie es. Auf Wiedersehen!“

Milkin ergriff den Hut und rannte aus dem Zimmer. Nach fünf Minuten war er bei seinem Freund, Dr. Fitzjujew. Kam jedoch unglücklicherweise gerade, als der seine Frisur nach einem kleinen Ehezwist ordnete.

„Lieber Freund, ich habe an dich eine Bitte,“ wandte er sich an den Arzt.

„Man will mich verheiraten . . . Um dem zu entgehen, muß ich den Verrückten spielen . . . Verrückte, verstehst du, dürfen nicht heiraten. Gib mir ein entsprechendes Attest.“

„Du willst nicht heiraten?“ fragt der Arzt.

„Für keine Güter der Welt!“

„Dann kann ich dir kein Attest ausstellen,“ sagte der Arzt, seine Frisur streichelnd. „Wer nicht heiraten will, ist der klügste Mensch und kein Verrückter. Siehst du, wenn du einmal heiraten willst, dann komme nach dem Attest; dann ist es klar, daß du von Sinnen bist . . .“

(Uebertragen von Benjamin Tetz.) A. T.

Der Mantel

Franz Meisel steht vor einem Altwarengeschäft in der Schützenstraße. Er ist erwerbslos und friert in seiner abgenützten Joppe. Es ist klar, er braucht einen Mantel.

Franz Meisel sieht sich um. Er schämt sich ein wenig, in ein Altkleidergeschäft vierten Ranges hineinzugehen, denn er hat früher bessere Tage gesehen. Es ist früh am Vormittag, die Gasse ist wenig begangen, also wird er hineingehen.

Im Laden ist kein Mensch. Kleider liegen herum, Mäntel, Hüte, Stiefel und Anzüge. Noch viel anderes Gerümpel ist da, Franz Meisel hat für alles einen besonderen Blick. Nun zieht er sein dünnes Portemonnaie hervor, er weiß, daß 12 Mark darin sind, aber er zählt das Geld nochmals durch. Warum kommt denn niemand, nach seinen Wünschen zu fragen? Er hüstelt einmal auf, ohne Erfolg. Franz Meisel beginnt, in dem engen und schmutzigen Lokal herumzugehen, er tritt absichtlich fest und derb auf, besieht dies Kleidungsstück, wendet jenen Ueberrock um, schiebt brüchiges Möbel beiseite. Auf einer Art Kommode liegt ein Mantel, der sein Herz mit Freude und seine Hände mit Unruhe erfüllt; er nimmt ihn herab, trägt ihn ins Licht des Eingangs, ja, das ist Zeugll Dick, warm, dennoch leicht und fest! Und schick! Gewiß, der hat auch, und zwar vor kurzem noch, bessere Tage gesehen, den nimmt er, bei dem bleibt er. Kommt denn immer noch niemand?

Franz Meisel hält den Mantel ein wenig an seinen Körper an, das Gewebe schmeichelt sich an seine Glieder, wie wundervoll, wenn er paßt! Er streicht an dem Stoff vom Kragen bis zum Saum herab, mit behutsamer Hand, als streichele er eines Kindes Haupt. Dann besieht er ihn noch einmal ganz gründlich, außen und innen, apart ist dieses Stück, weiß Gott, in graubraunen Karos groß gemustert. Fein! Das wird sicher nicht um 12 Mark zu haben sein. Nun, auch nicht schlimm, man kann heute abzahlen. Verflucht, wo ist denn der alte Jüd, daß man kaufen könnte! — Franz Meisel räuspert sich stärker, sieht hinter der Portiere nach, öffnet eine Tür, die irgendwohin ins Dunkle führt. Man sieht nichts, und er schließt sie wieder. Dann zieht er den Mantel probeweise über, ein wenig zu weit ist er, nun ja, von der Erwerbslosenrente wird keiner fett — — — aber sonst pickfein!ſſ Er wird ihn anbehalten, bis jemand kommt. Er gibt nicht nach. — — —

Aber es kommt niemand. Der alte Jüd liegt erschlagen in der fensterlosen Schlafkammer, die eigentlich nur ein abgegrenztes Loch ist. Franz Meisel weiß auch nicht, daß er im Dunkeln in Blut getreten ist, und daß der Saum des Mantels einige rote Wischer abgekriegt hat, für ein uninteressiertes Auge kaum sichtbar. Also legt er die 12 Mark auf den Ladentisch, mag zu wenig sein, nun, der Jude wird den Verlust an andern schon wieder einbringen, und wendet sich zur Tür. Er besinnt sich aber, steckt das Geld wieder ein, wie leicht kann es ein „Kunde“ mitgehen lassen, der Teufel mag wissen, wo der alte Makkabäer bleibt.

Als er die Tür von außen schließt, erschrickt er. Draußen steht ein Mann und besieht das Schaufenster. Es wird doch nicht sein, daß jener gesehen hat, auf welche Weise er den Mantel „kaufte“? Verdammt! denkt er und fixiert den Mann rasch und unauffällig; der aber hat nur Sinn für einen ausgestopften Papagei, der mitten im Fenster auf einer Stange sitzt.

Gottlob, da ist schon die Ecke. Ein Omnibus hält, Franz Meisel hat noch nie so glücklich einen Omnibus bestiegen. Trotzdem zittern ihm ein wenig die Knie. Unsinn, er ist etwas rasch gegangen, dann löst er eine Fahrkarte und wechselt dazu den Zehnmarkschein, obwohl er zwei einzelne Markstücke im Portemonnaie hat. Warum denn nur? Der Schaffner fragt: Haben Sie es nicht kleiner? Jetzt kann er auf keinen Fall ja sagen

Am Bibiliotheksplatz steigt ein Herr ein, sieht Franz Meisel an, greift an den Hut, stutzt? Entschuldigen Sie, eine Verwechslung. Warum wird Franz Meisel rot? An der nächsten Haltestelle steigt er aus, dann liest er vor der Geschäftsstelle einer Zeitung die neuesten Nachrichten und die Stellenangebote. Neben ihm unterhalten sich zwei, der eine sagt: Da stehts, um eine Woche zu spät. Was denn? fragt der andere zurück. Na, das mit dem Bankier Stein, den haben sie doch neulich im Auto überfallen und ritzeratzekahl ausgeplündert, Börse, Mantel, Schuhe, bis aufs Hemd. Recht ist das diesen Schindern! Franz Meisel hat genug gelesen und geht. Er glaubt ein Mechanismus zu sein, der irgendwohin fortbewegt wird. Er kennt den Bankier Stein nicht, aber in seinem chaotischen Gehirn kristallisiert sich die merkwürdige Ueberzeugung, daß er den Mantel des Bankiers Stein trage und daß das Schicksal irgendwelche geheimnisvolle Verwandlungen mit ihm vorhabe.

Nein, das ist ja Irrsinn, was sollte das Schicksal auch mit ihm vorhaben, mit ihm, dem kleinen Hungerleider? Gut, er hat einen Mantel an, der beinahe gestohlen ist und an dem vielleicht ein Schicksal kleben kann. Aber ein Mantel ist kein Schicksal, einen Mantel kann man ausziehen, verkaufen, verschenken, zu den Lumpen werfen, ein Schicksal nicht.

Freilich, Franz Meisel hat einen fremden Mantel angezogen, wie eine fremde Haut, von der niemand weiß, welche Verhängnisse in ihr stecken. Aber er wird ihn ausziehen, jetzt gleich, sofort, und mit ihm die häßliche Verwandlung abstreifen, die ihm langsam anzukleben beginnt. Er geht in einen Hausflur und tut es, und dann lacht er brefreit auf, so als spucke er einem lächerlichen Schicksal ins Gesicht.

Ja, was soll er nun mit dem Mantel? Das ist doch einfach. Er wird ihn zurücktragen, er mag ihn jetzt nicht einmal geschenkt haben, und wenn der Jüd sich mausig macht — — —

Franz Meisel biegt um die Ecke und in die Schützenstraße, in der das Altkleidergeschäft liegt, den Mantel über dem Arm, obwohl es kalt ist. Es ist ihm nun leicht ums Herz, mag werden, was will. Vor dem Hause steht ein Knäuel Menschen um einen Wagen herum, der wie ein Leichenwagen aussieht, — wird eine Beerdigung sein. Unter den Gaffern erblickt Franz Meisel jetzt auch den Mann, der den Papagei im Schaufenster besah. Verdammt, das paßt ihm nicht in den Kram, auch der Auflauf der Müßigen stört ihn. Das war nicht vorauszusehen, und unter diesen Umständen ist auch nicht daran zu denken, in den Laden hineinzugehen? Er wird es abends nochmals versuchen, es läßt sich im Dunkeln auch besser tun.

Warum zeigt der Papageimann jetzt mit ausgestreckter Hand auf ihn? — Hat er doch gesehen, daß er sozusagen einen Mantel stahl? — Ein anderer, ein Herr im Pelz mit scharfblickenden Augen geht nun auf ihn, Franz Meisel zu, lächelt, schlägt den Revers seines Mantels zurück und sagt: Versuchen Sie nicht zu fliehen, Sie sind verhaftet — — — Warum tragen Sie den Mantel da am Arm? — — —

Franz Meisel ist starr, nun hat ihn doch das Schicksal erreicht, ein Schicksal, das schwerer wiegen wird, als ein Mantel. Aber er lacht — — — er ist den Mantel losgeworden, jemand hat ihn ihm vom Arm gerissen, und was nun kommt, ficht ihn nicht an. Er vernimmt wie durch ein ungeheures Brausen eine ferne Stimme, von der er zuerst nicht weiß, daß sie ihn meint: „Ganz deutliche Blutspuren am Saum — — — ohne Zweifel — — — er hat den alten Juden ermordet — — —“



Das Ravensburger Tor in Wangen im Allgäu

ein schönes Bauwerk der Renaissance. Der Brunnen im Vordergrunde stammt aus dem 18. Jahrhundert.

Lustige Ecke

Vertraulich. „Wie kommt es, daß Sie mir die Briefe erst heute bringen, sie sind doch schon vier Tage alt.“ — Briefträger (vertraulich): „Da Ihr Gatte die Post in den letzten Tagen in Empfang nahm, dachte ich mir, daß er sie nicht zu stehen braucht.“

Selbstgespräche. „Warum schreit dein Nachbar so?“ — „Er spricht mit sich selbst, er hört schwer!“

Bei der Schneiderin. „Denke, Mali, so ein kleiner, unscheinbarer Wurm liefert nun dieses Seidenkleid.“ — „Ja, ich weiß, dein Mann!“

Der Lyriker und die Post. „Haben Sie etwas für mich?“ — „Nein, Herr Dokta, heute ist nichts zurückgekommen!“

Aufkommende schwere Krankheiten. Nach einem Bericht des städtischen Gesundheitsamtes in Kattowitz sind im Vormonat im Bereich von Groß-Kattowitz in 28 Fällen schwere, aufkommende Krankheiten festgestellt worden. Es handelt sich um Bauchtyphus in 6 Fällen, Scharlach 4, Diphtheritis 5, Rose 7, ägyptische Augenerkrankung in 4 und Tuberkulose in 2 Fällen. Aus der Altstadt sind 14, aus dem Ortsteil Bogutschütz-Zawodzie 5, Zalenze-Domb 5 und Ligota-Brynow weitere 4 Erkrankungsfälle gemeldet worden. Verpflegt wurden ferner in den städtischen Spitälern 11 Typhus-, 1 Scharlach-, 47 Tuberkulosekranke, ferner 4 an Keuchhusten schwer erkrankte Personen, sowie 3 mit anderen ansteckenden Krankheiten behaftete Kranke. Insgesamt sind 66 Kranke behandelt worden. Vorgenommen wurden auf ärztliche Anordnung 43 Desinfektionen, darunter in Wohnungen 33 und in Seuchenbaracken 10 Desinfektionen.

Schweizer-Besuch in Kattowitz. In den Abendstunden des gestrigen Freitag sind in Kattowitz insgesamt 20 Schweizer, es handelt sich hierbei um Bankiere und Industrielle, eingetroffen.

Platzkonzert des 1. Kattowitzer Konzertorchesters. Die Platzkonzerte des 1. uniformierten Kattowitzer Konzertorchesters finden beim Publikum großen Anklang und werden, solange das schöne Wetter andauert, fortgesetzt werden. Am Sonnabend, nachmittag, findet eine Platzmusik auf dem Miarkaplatz (Blücherplatz) statt.

Königshütte und Umgebung

Aus der Magistratssitzung.

In der gestrigen Magistratssitzung befaßte man sich mit dem Projekt der Errichtung einer Zentral-Molkerei. Genannte Molkerei könnte die Versorgung des Industriebezirks mit Milch durchführen. Es wurde beschlossen, an die Stadtverordnetenversammlung mit einem Antrage heranzutreten, zwecks Beitritts der Stadt mit einem Anteil von 26 000 Zloty. — Am städtischen Mädchengymnasium war seit langer Zeit die Direktorstelle unbesetzt. Auf Grund der erfolgten Ausschreibung haben sich mehrere Bewerber gemeldet, unter diesen auch der derzeitige Direktor der Oberrealschule Kuta. Der Magistrat hat seine Bewerbung angenommen und ihm die Direktorstelle übertragen.

Als kontraktliche Lehrkräfte wurden für das städtische Mädchengymnasium die Lehrerinnen Kryszak, Pelz, Litwicka und Poturalski angestellt. — Infolge der großen Zahl von Neuanmeldungen in die erste Klasse des Mädchengymnasiums, wären zwei Abteilungen notwendig. Da sich aber von den 71 gemeldeten 31 auswärtige befinden, so würde die Errichtung einer zweiten Abteilung der Stadt große Unkosten verursachen. Darum wurde beschlossen, nur eine Abteilung zu führen. — Als Zahnarzt für die Volksschulen wurde Dr. Gondzik nach einem Vertrag angenommen. — Beschlossen wurde der Ankauf des früheren Schlafhauses der Königshütte am städtischen Krankenhause für den Preis von 130 000 Zloty. Hierzu soll die Genehmigung der Stadtverordnetenversammlung eingeholt werden. — Zwecks Vermeidung von Unglücksfällen wird das Grundstück L. 107 an der ulica 3go Maja zwangsweise renoviert.

Wie wird das Schulgeld des städtischen Mädchengymnasiums verwandt?

Die in der letzten Stadtverordnetensitzung beschlossenen Gebühren für den Besuch des Mädchengymnasiums bezw. Lyzeums finden wie folgt Verwendung: In die Stadthauptkasse fließen die Eintritts- bezw. Einschreibegebühren, ebenso die Gebühren für die Ausstellung von Zeugnissen und Duplikaten und für die Benutzung von Lehrmitteln und Verwaltungskosten. Die Gebühr für die Reiseprüfung zahlt die Direktion in die Finanzkasse auf Konto der Schulabteilung der Wojewodschaft, für die Gebühr für die Bewegungsspiele werden Spielgeräte angeschafft.

Die Aufnahmeprüfungen in die 2.—8. Klasse müssen von 2,00 und 20 Zloty bezahlt werden. Der Berechtigung, solche Gebühren zu erheben, kann man sich nicht verschließen, denn diese sollen ja dazu dienen, schlecht vorbereitete Schülerinnen vor Prüfungen in höhere Klassen abzuhalten. Sonderbar ist jedoch die Verwendung dieser Gelder, indem sie unter die prüfenden Lehrer verteilt werden. Wenn man auch absieht, daß zeitweise sehr geringe Beträge eingehen, die anzunehmen man den Lehrern nicht zumuten dürfte, ist die Prüfungsarbeit doch eine Arbeit, der sich die an der Schule beschäftigten Lehrer unterziehen müssen und wofür sie durch das Diensteinkommen entschädigt werden. Für die Aufnahmeprüfung in die 1. Klasse wird keine Gebühr entrichtet, somit kann auch nicht an die prüfenden Lehrer eine Entschädigung gezahlt werden. Auf Grund dessen gibt es an der Anstalt Lehrer, die für ihre Prüfungen entschädigt werden und auch solche, die für dieselbe Amtsausübung leer ausgehen.

Siemianowitz

Contra Bernhard. Der Hochofen 5 der Laurahütte wird trotz aller Proteste eingestellt. Die Betriebsräte wandten sich noch einmal beschwerdeführend nach Warschau. Es kommen dadurch 175 Hochofen- und weitere 50 andere technische Arbeiter aus den Schmieden, Schlosser- und Drehereien zur Entlassung. Die ganze Belegschaft beabsichtigt, einen Protestzug nach Königshütte an die Generaldirektion zu unternehmen.

Fahrscheinrevision. Die sogenannte fliegende Autobuskontrollkommission aus Kattowitz unternahm am Donnerstag eine unerwartete Kontrolle der Autoführerscheine vor. Es ist eine überraschend große Menge von Chauffeure ohne Führerschein festgestellt worden, denen natürlich ein Strafmandat blüht.

Konzert des 1. Kattowitzer Konzertorchesters in der Brauerei von Mokrski. Das in Laurahütte so beliebte 1. Kattowitzer Konzertorchester ist für Mittwoch, den 4. September, 6 Uhr, zu einem Konzert in dem Konzertgarten der Mokrskischen Brauerei eingeladen worden und wird in Stärke von 30 Mann dort ein gewähltes Programm spielen.

Goldene Freiheit. Einem Geflügelhändler aus Czeladz fiel auf dem Siemianowitzer Wochenmarkt ein Rad vom Wagen. Der Wagen stürzte um und das vorhandene Geflügel zerstreute sich auf dem Markte, soweit es nicht in Käfigen war. Eine der Käfige stürzte mit der Oberfläche nach unten, wobei einige Enten erstickten, indem diesen die Hälse zusammengepreßt wurden.

Gauner an der Arbeit. Der Friseur Scyrba aus Siemianowitz bestellte eine Warensendung Toilettengegenstände bei der Firma Majewski in Lodz und zahlte 25 Zloty an. Nach Ablauf von vier Wochen mahnte er die immr noch nicht erschienene Ware ein. Darauf bekam er aus Lodz die Mitteilung, daß eine derartige Firma in Lodz überhaupt nicht existiert. S. kam um die Anzahlung von 25 Zloty. Da noch mehrere Kaufleute von dem schwindelhaften Reisenden betrogen zu sein scheinen, sollen sich diese im Zimmer 1 des Polizeikommissariats melden.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag und Druck: „Vita", naklad drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Friedrichshafen rüstet sich zum Zeppelinempfang

Friedrichshafen. „Graf Zeppelin" wird in den ersten Septembertagen in Friedrichshafen zurückerwartet. Die Behörden, insbesondere die Stadtverwaltung, treffen bereits mit dem Reichsministerium zusammen sorgfältig alle Vorbereitungen, um der ganzen Besatzung einen würdigen Empfang zu bereiten. In einem festlichen Zug wird die Besatzung zum Rathaus ziehen, wo sie namens der Stadtverwaltung begrüßt und beglückwünscht wird. Auch die Werft des Luftschiffbaues will die Heimkehrenden überraschen. Auf dem Dach der heimatlichen Luftschiffhalle wird mit großen weißen Lettern gemalt: „Wir gratulieren". In Friedrichshafen rechnet man bei der Ankunft des Luftschiffes mit einem derartigen Massenbesuch, wie man ihn hier noch nie gesehen hat. Von seiten der Stadtverwaltung sind an sämtliche größeren Städte Oberschwabens und der Bodensee-Uferstaaten Einladungen ergangen. Auch die Schweiz wird zu diesem großen Ereignis Abgeordnete des Landes und einzelner größerer Städte entsenden.

Der Empfang Dr. Eckeners im New Yorker Rathaus

Neuyork. Das Neuyorker Rathaus war zum Empfang Dr. Eckeners mit amerikanischen und deutschen Flaggen reich geschmückt. Oberbürgermeister Walker führte in seiner Begrüßungsrede u. a. aus: „Niemand hat jemals das Rathaus betreten, der in die Herzen der Neuyorker Bevölkerung einen sicheren Platz gefunden hatte. Wir wünschen, daß Sie wissen, wie glücklich wir uns durch Ihr Erscheinen in Neuyork fühlen. Sie benutzten einen ungebräuchlichen Weg, um hierher zu gelangen und legten mehr Meilen zurück, als irgendjemand vor Ihnen. Sie gaben uns Gelegenheit, sie als Sohn deutschen Blutes zu begrüßen und der Bewunderung Ausdruck zu geben, die die Amerikaner für die Angehörigen deutschen Stammes hegen. Sie haben der Geschichte durch den Weltflug eine goldene Seite hinzugefügt. Wir begrüßen Sie und ehren Sie als einen der größten lebenden Menschen der zivilisierten Welt."

Walker übergab Dr. Eckener, Kapitän Lehmann und den anderen Mitgliedern der Besatzung goldene Stadtmedaillen.

Dr. Eckener erwiderte: „Der glänzende Empfang zusammen mit den freundlichen Worten haben uns alle tief gerührt, noch tiefer dadurch, weil Sie dadurch die freundlichen Gefühle gegenüber dem deutschen Volke zeigen. Das amerikanische Volk hat stets große Begeisterung für wissenschaftliche Erfolge gezeigt, weil darin der Fortschritt zu erkennen ist."

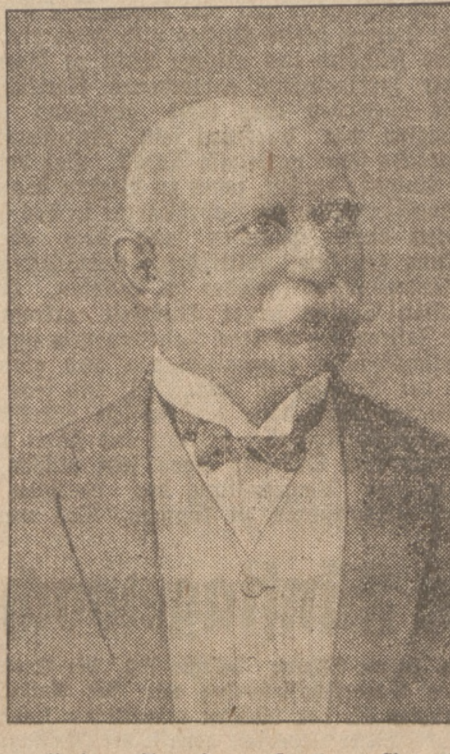
Das Lob der internationalen Presse für „Graf Zeppelin"

Berlin. Die in Berlin vorliegenden Pressestimmen aus Paris, London und Kopenhagen zum erfolgreichen Abschluß des Weltfluges des „Graf Zeppelin" zeigen, daß die internationale Presse der Leistung des deutschen Luftschiffes und seiner Besatzung uneingeschränktes Lob zollt.

So schreibt der „Petit Parisien", daß „Graf Zeppelin" über alle Schwierigkeiten triumphiert habe. Die einfache Feststellung dieses Erfolges sei das beste Lob, das man der Riesenmaschine und ihrer Mannschaft zollen könne. „Ami du Peuple" führt aus, wieder einmal offenbare sich in unbestreitbarer Form der deutsche Betätigungsdrang. Es wäre vergeblich, diesen von Erfolg gekrönten deutschen Anstrengungen einen französischen Erfolg auf dem gleichen Gebiete entgegensetzen zu wollen.

Der Londoner „Daily Telegraph betont, „Graf Zeppelin" habe bewiesen, daß das Luftschiff eine praktische Erfindung sei, und nicht allein ein wissenschaftliches Spielzeug. „Graf Zeppelin" habe fast ebenso fahrplanmäßig eine Reise durchgeführt, wie ein Dampfer.

Die Kopenhagener „National Tidende" meint u. a., die Erdumsegelung des „Graf Zeppelin" habe die Frage des Fern- und Expreßfluges der Lösung bedeutend näher gebracht. „Politiken", die einen Vergleich mit Jules Vernes Reise um die Erde in 80 Tagen zieht, schreibt u. a.: „21 Tage, das brauchte man früher, um von Stagen nach Gjedser zu reisen. Nun kann man in der gleichen Zeit die ganze Erde umsegeln. Eine leuchtende Fahrt!"



Sein Genius hat gesiegt

Graf Ferdinand Zeppelin, der geniale Pionier der deutschen Luftfahrt; in seinem Geiste führte Dr. Eckener das stolze Schiff „L Z 127" ruhmvoll um die Welt.

Sport am Sonntag

Landesligaspiele.

1. F. C. Kattowitz — Legja Warschau.

Im fälligen Ligaspiel hat der 1. F. C. die bekannte Legja Warschau zu Gaste. Beide Vereine sind nicht mehr auf derselben Höhe wie im vorigen Jahr, doch ist die Legja immer noch ein gefürchteter Gegner und der 1. F. C. wird und muß sich die größte Mühe geben, um ehrenvoll abzuschneiden; ja versuchen den Sieg an sich zu bringen, denn der Abstieg droht. Das sich der 1. F. C. nun endlich die Mühe geben wird Siege zu erringen, steht fest, denn der Gedanke muß sich doch endlich bei den Spielern eingefunden haben, daß der 1. F. C. nicht immer die Zierde als Tabellenletzter abgeben soll. Es ist, denken wir, nun der Experimente und Tändeleien genug, die in der F. C.-Mannschaft gewesen sind und man daran erinnern wird, daß es nicht nur um den 1. F. C. selbst, sondern um das Prestige des gesamten oberschlesischen Fußballsports geht und der Abstieg unabwendbar sein wird, wenn diese Miseren nicht aufhören. Das Spiel steigt um 4 Uhr nachmittags auf dem 1. F. C.-Platz. Vorher spielen die Knabenmannschaften.

Pogon Lemberg — Crakovia Krakau.

Hier wird wohl der Crakovia, trotzdem auf fremdem Platz spielend, der Sieg nicht zu nehmen sein.

Wisla Krakau — Garbarnia Krakau.

Dieses Lokalderby müßte bei der augenblicklichen Schwäche von Wisla, den Gerbern den Sieg bringen.

Warszawianka — Polonia Warschau.

In diesem Spiel der beiden Lokalmatadoren wird es einen harten Kampf geben, da beide Mannschaften sich in einer sehr guten Form befinden, so daß es schwer ist, den Sieger im voraus zu bestimmen.

L. K. S. Lodz — Czarni Lemberg.

Die Lemberger Nastullamannschaft wird in Lodz einen schweren Kampf zu bestehen haben, aus welchem sie sich wohl unter Umständen als geschlagen bekennen wird müssen.

*

Orzel Josefsdorf — K. S. Domb.

In diesem Spiel geht es um einen Pokal, welcher vom Aufständischen-Verband gestiftet wurde. Das Spiel beginnt um 4 Uhr nachmittags in Josefsdorf.

*

Sportfest in Rosdzin-Schoppinitz.

Am Sonntag, den 1. September, begeht der K. S. Kosciuszko in Schoppinitz die Feier des 5 jährigen Bestehens. Aus dieser Veranlassung werden von seiten des Vereins verschiedene Wettkämpfe ausgetragen. Das Programm enthält ein großes Wecken um 5 Uhr morgens, um 10 Uhr offizielle Feier im Saale der alten Brauerei in Rosdzin. Nachmittags um 13 Uhr finden auf dem Sportplatz Wettkämpfe statt. Im Brauereigarten wird ein Nachmittagskonzert veranstaltet. Am Abend Tanz und gemütliches Beisammensein im Saale der alten Brauerei.

*

Arbeitersport

Bezirksmeisterschaften der Sila.

Am vergangenen Sonntag fanden die Bezirksmeisterschaften der Sila von Oberschlesien auf dem Pogonplatz in Kattowitz statt. An diesen leichtathletischen Wettkämpfen beteiligten sich annähernd 40 Sportler und Sportlerinnen von vier Vereinen. Die Organisation der Kämpfe war nicht besonders; auch muß noch bemerkt werden, daß in verschiedenen Konkurrenzen die Leistungen sehr hintenanstehen. Nachstehend geben wir die Ergebnisse bekannt:

Sportlerinnen:

60-Meterlauf: 1. Zawiszowna (Sila Janow) 9,8 Sek., 2. Mrozkowna (R. K. S. Kattowitz) 10 Sek., 3. Szeszyk (R. K. S. Kattowitz).

100 Meter: 1. Mrozkowna (R. K. S. Kattowitz) 15 Sek., 2. Domzol (R. K. S.) 15 Sek., 3. Zawiszowna (Sila Janow) 15,9 Sek.

500 Meter: 1. Zawiszowna (Sila Janow) 1,43 Min., 2. Jokiel (R. K. S.), 3. Przyklink (Janow).

Kugelstoßen: 1. Bilnikowna (R. K. S. Kattowitz) 7,28 Meter, 2. Zawiszowna (Janow), 3. Borysowna Wanda (R. K. S. Kattowitz).

Hochsprung: 1. Zarmutek (R. K. S. Kattowitz) 1,22 Meter.

Weitsprung: 1. Zawiszowna (Janow) 3,52 Meter, 2. Chroszczowna Kl. (R. K. S. Kattowitz) 3,52 Meter, 3. Zarmutek (R. K. S. Kattowitz) 3,49 Meter, 4. Mrozkowna (R. K. S. Kattowitz) 3,49 Meter.

Diskuswerfen: 1. Bilnikowna (R. K. S. Kattowitz) 20,19 Meter, 2. Borys W. (R. K. S. Kattowitz) 18,90 Meter; 3. Zawiszowna (Sila Janow) 17,98 Meter.

Sportler.

Kugelstoßen: 1. Kamala (Sila Chorzow) 8,58 Meter, 2. Grünwald St. (R. K. S. Kattowitz) 8,00 Meter, 3. Gasieniec (Sila Gieschewald) 7,82 Meter.

Diskuswerfen: 1. Grünwald St. (R. K. S.) 22,90 Meter, 2 Kamala (Sila Chorzow) 22,56 Meter, 3. Gasieniec Walter (Gieschewald).

Weitsprung: 1. Szymura (R. K. S. Kattowitz) 4,82 Meter, 2. Kamala (Sila Chropaczow) 4,30 Meter, 3. Szczyrbowski (R. K. S.) 4,66 Meter.

Speerwerfen: 1. Grünwald St. (R. K. S. Kattowitz) 31,72 Meter, 2. Gasieniec (Gieschewald) 30,12 Meter, 3. Szymura (R. K. S.) 23,93 Meter.

Hochsprung: 1. Szymura (R. K. S. Kattowitz) 1,56 Meter, 2. Grünwald St. (R. K. S.) 1,37 Meter, 3. Kamala (Silesia Chropaczow) 1,32 Meter.

100-Meterlauf: 1. Kamala (Sila Chropaczow) 12 Sek., 2. Grünwald St. (R. K. S.) 12,8 Sek., 3. Gasieniec (Gieschewald) 13 Sek.

5000 Meter: 1. Majer (R. K. S. Kattowitz) 16,53,9 Min., 2. Gorecki (Gieschewald) 19,02 Min.

Junioren:

Kugelstoßen: 1. Grunwald F. (R. K. S. Kattowitz) 9,60 Meter, 2. Gajowski (Sila Janow) 9,48 Meter, 3. Zawisz (Janow) 9,03 Meter.

Diskuswerfen: 1. Gajowski (Janow) 33,08 Meter. Zawisz (Janow), 3. Piechulla (R. K. S. Kattowitz).

Speerwerfen: 1. Grünwald F. (R. K. S. Kattowitz) 33,20 Meter, 2. Piechulla (R. K. S.), 3. Gajowski.

Weitsprung: 1. Zawisz (Janow) 4,65 Meter, 2. Gajowski (Janow), 3. Grünwald (R. K. S.).

Hochsprung: 1. Grünwald F. (R. K. S.) 1,37 Meter, 2. Piechulla (R. K. S.), 3., Zawisz (Janow).

1500 Meter: 1. Kalinowski (Sila Gieschewald) 5,1,5 Min., 2. Rubin (R. K. S. Kattowitz) 5,10,5 Min.

100 Meter: 1. Grünwald F. (R. K. S.) 13,2 Sek., 2. Zawisz (Janow), 3. Piechulla (R. K. S.).

5000 Meter: 1. Rubin Walter (R. K. S. Kattowitz) 19,58 Min.

Freigewerkschaftliche Rundschau

Leiparts Buch über Legien

Carl Legien: Das bedeutet harter Anfang, mühevoller Aufstieg und Sieg der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Das ist das Schicksal jener Arbeiterführer, deren Leben von Anfang an hartes Opfer war und bis zum letzten Augenblick selbstlose Hingabe blieb. Das ist endlich Weg und Ziel internationaler Gewerkschaftsbewegung. Denn es war Legien, der vom Jahre 1902 bis zum Jahre 1919 den Posten des Sekretärs des J. G. B. bekleidete. Er hat in dieser ganzen Zeit jene sachlichen Grundsätze verteidigt und hochgehalten, die zum Ziel erst heut wieder ihre volle Würdigung und Bestätigung erfahren, und die, wenn sie in den Jahren müheloseren Aufstiegs der Internationale beibehalten worden wären, ihr vielleicht manche Enttäuschung erspart hätten.

Daß Leipart in seinem Buche nicht nur die großen und mannigfachen Leistungen sowie die ungeheure Tatkraft Legiens schildert, sondern vor allem dem Menschen Legien und seiner Menschlichkeit mit viel Feingefühl gerecht wird, ist der große Vorzug dieses Buches und trägt viel dazu bei, Seiten dieses Führers ins richtige Licht zu setzen, die oft wegen seiner sprichwörtlich gewordenen Sachlichkeit und Nüchternheit übersehen oder nicht genügend gewürdigt wurden. Legien war durchaus kein Nur-Gewerkschafter. Dies zeigt gerade seine nationale Arbeit. Daß den Gewerkschaften die Aufgabe zufällt, jenes zu Beginn des Zeitalters des Individualismus im 18. Jahrhundert in der Gesellschaft zerstörte Band einer gesunden und doch abgegrenzten Wechselwirkung zwischen politischen, wirtschaftlichen und ethischen Bestrebungen wieder zu knüpfen, hat Legien schon im ersten Beginn seiner Tätigkeit erkannt. Schon in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts sagte Legien: „Die gewerkschaftlichen Organisationen sind gleichsam als eine Schule der Arbeiter zu betrachten, und jede Stärkung der Organisation muß diese erzieherische Wirksamkeit erhöhen. Der Lohnkampf aber erzeugt und stärkt die Eigenschaften, welche dem Arbeiter eigen sein müssen, um ihn zu befähigen, eine Umgestaltung des heutigen Produktionsprozesses herbeiführen zu können. So werden die Gewerkschaften, die anscheinend nur zu dem Zwecke gebildet worden sind, um dem Arbeiter bessere Existenzbedingungen zu verschaffen, gleichzeitig zu einer Schule und Bildungsstätte des Proletariats“. Schon damals bezeichnete Legien den Solidaritätsgedanken in den Gewerkschaften als das Mittel, „die krassen Auswüchse im Kampfe ums Dasein, das Streben nach eigenem Vorteil ohne jede Rücksichtnahme auf den Nebenmenschen zu beseitigen.“ Also nicht nur die Pflege der materiellen, sondern auch der geistigen und sittlichen Bildung der Arbeiterschaft wollte Legien in hohem Maße berücksichtigt wissen.

Mit Recht widmet Leipart sein Buch speziell der Jugend. Sie kann bei der Bekanntschaft mit dem Schicksal Legiens in mancher Hinsicht jene sittlichen Kräfte stärken, die bei dem Führern der Generation Legiens aus jenen Entbehrungen, jenem harten Kampf und jener Not entstanden, die der jüngeren Generation vielfach erspart bleiben.

Die Tatsache, daß Leipart ein großes Stück Weges mit Legien zusammen zurückgelegt hat, gibt eine Gewähr dafür, daß er die Dinge in den richtigen Proportionen wiedergibt. Wie wichtig dies Leipart selber ist, geht schon daraus hervor, daß er sich im Interesse eines möglichst scharfen und abgeklärten Bildes zur Ausarbeitung des Buches eine Reihe von Jahren ausbedungen hat und es eigentlich erst am 10. Todestage Legiens herausgeben wollte. Wenn es nun ein Jahr früher geschehen ist, so deshalb, weil die Nachfragen nach der langvermißten Legien-Biographie immer zahlreicher wurden.

Im ganzen Buche findet man im Zusammenhang mit der Stellung Legiens als Sekretär des J. G. B. internationale Ausblicke. Ferner enthält es ein spezielles Kapitel über die internationale Tätigkeit Legiens.

Die Schrift wird herausgegeben von der Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes: „Carl Legien“, ein Gedenkbuch von Th. Leipart.

Die Fünftagewoche marschiert — in Amerika

In ihrer letzten Sitzung befaßte sich die Exekutive des Amerikanischen Gewerkschaftsbundes mit der Aufstellung des Tätigkeitsberichtes für den nächsten ordentlichen Kongreß. Einer der Hauptpunkte dieser Uebersicht betrifft die Fünftagewoche und die erfreulichen Resultate, die im vergangenen Jahre besonders auf diesem Gebiete erzielt wurden. Den Feststellungen der Exekutive der amerikanischen Landeszentrale zufolge macht die „Fünftagewoche solche Fortschritte, daß sich ihre allgemeine Einführung nicht mehr aufhalten lassen wird“. Die Zahl der Arbeiter, denen die Fünftagewoche zugute kommt, hat allein im vergangenen Jahr um eine halbe Million zugenommen.

Was die Verbreitung der Fünftagewoche in den einzelnen Berufen betrifft, so entnehmen wir einer Uebersicht der „Monthly Labor Review“ des Statistischen Büros der Vereinigten Staaten folgende Einzelheiten: Am meisten ist die Fünftagewoche in der Industrie für Männerbekleidung verbreitet. Im Jahre 1928 stand sie hier in 53 Prozent (1926: 49 Prozent) der Betriebe für 33 Prozent (1926: 32,3 Prozent) der Arbeiter in Kraft. In der Automobilindustrie hat die Fünftagewoche in den Jahren 1925 bis 1928 die größten Fortschritte gemacht (1925: 5 Prozent der beschäftigten Arbeiter; 1928: 30 Prozent). In der Industriegruppe des Baugewerbes stellen sich die Zahlen wie folgt: 1928: 14,6 Prozent (1926: 6,6 Prozent). Am meisten kommt die Fünftagewoche in dieser Industrie den Malern und Maurern zugute. (Das Organ des Internationalen Sekretariats der Zentralverbände der Maler und verwandten Berufe entnimmt in diesem Zusammenhange einem Artikel des Sekretärs des Malerverbandes der Vereinigten Staaten folgendes: Unter der Fünftagewoche arbeiten bereits über die Hälfte der Mitglieder, zur vollen Zufriedenheit und unter Mitwirkung der Kontrahenten der Unternehmerseite, die natürlich ursprünglich die Fünftagewoche bekämpften.) Es wird damit gerechnet, daß per 1. Januar 1930 die 150 000 Bauarbeiter von New York und Umgebung samt und sonders fünf Tage per Woche arbeiten werden. Granit- und Steinarbeiter: Im Jahre 1928 arbeiteten 12,9 Prozent der Arbeiter einen Teil des Jahres 5 Tage per Woche. Zeitungs- und Druckereiarbeiter: 1,4 Prozent der Arbeiter arbeiten unter der Fünftagewoche, 5 Prozent arbeiten sechs Tage, mit einer Gesamtarbeitszeit von 40 Stunden oder kürzer. Arbeiter in Gießereien und im Maschinenbau: Im Jahre 1928 arbeiteten 4,1 Prozent 5 Tage per Woche (1926: 3,5 Prozent).

Stand des Amerikanischen Gewerkschaftsbundes

Der Amerikanische Gewerkschaftsbund (A. F. of L.), der im Jahre 1920 4,078,740 Mitglieder zählte, erlitt — wie auch die Gewerkschaften in Europa — in den darauffolgenden Jahren bedeutende Mitgliederverluste. Bis zum Jahre 1924 sank die Mitgliederzahl bereits auf 2,865,979. Die rückläufige Bewegung hielt verhältnismäßig sehr lange an, nämlich bis im Jahre 1926 (2,803,966). In den Jahren 1927 und 1928 war die Steigerung der Mitgliederzahl nicht so stark, wie man dies erhoffte, weshalb sich denn auch der Amerikanische Gewerkschaftskongreß im Jahre 1928 speziell mit der Frage des Mitgliederbestandes befaßte und die Parole der „Verdoppelung der Mitgliederzahl“ aufstellte. Was das Verhältnis der Mitgliederzahlen zur Gesamtzahl der in den U. S. A. beschäftigten Arbeiter betrifft, so kann an Hand des „American Labor Year Book“ festgestellt werden, daß es im Jahre 1925 insgesamt 33,897,000 Lohnarbeiter gab. Der Prozentsatz der organisierten Arbeiter beträgt somit ca. 8,4 (Deutschland ca. 58,6 Prozent). Die Gesamtzahl der Werktätigen setzt sich dem Jahrbuch von 1926 nach wie folgt zusammen: gelernte Arbeiter 4,914,651; Angelernte 6,384,567; Ungelernte 11,072,171; Angestellte in Büros usw. 5,638,144; Handwerker 1,608,488; Oeffentliche Dienstleistungen 658,351; Dienstpersonal 2,434,123. Wie man sieht, ist die bedeutendste Gruppe jene der ungelernten und angelernten Arbeiter, die bekanntlich von der A. F. of L., die sich hauptsächlich auf die Organisierung der gelernten Arbeiter verlegt, kaum erfaßt worden.

Die Lage der japanischen Gewerkschaftsbewegung

Gen. Matsuoka, der stellvertretende Vorsitzende des Japanischen Gewerkschaftsbundes, wohnte kürzlich als Gast einer Ausschußsitzung des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes bei und gab bei dieser Gelegenheit einen interessanten Ueberblick der gegenwärtigen Lage der japanischen Gewerkschaftsbewegung. Der Japanische Gewerkschaftsbund (Rodo Sodomei) befindet sich, wie Matsuoka mitteilt, noch in den härtesten Anfängen der Entwicklung. Er zählt insgesamt 40 000 Mitglieder, nachdem zwei Seemannsverbände, die beide zusammen mehr Mitglieder haben, als der jetzige Gewerkschaftsbund, aus diesem ausgetreten sind. Allerdings hätten die beiden Organisationen die Rodo Sodomei nicht aus prinzipiellen, sondern aus Augenblicksgründen verlassen, so daß ihre Rückkehr in den Bund zu erhoffen sei. Die größten der dem Bund angeschlossenen Verbände sind die der Metallarbeiter, Textilarbeiter, Bergleute und Transportarbeiter. Die zahlenmäßige Stärke der kommunistischen Gewerkschaftsbewegung ist, weil letztere illegal ist, schwer anzugeben. Ihr moralischer und agitatorischer Einfluß auf die Massen kann natürlich ebenfalls nur gefühlsmäßig beurteilt werden.

Ueber Löhne und Arbeitsbedingungen in seiner Heimat gibt Matsuoka folgende Schilderung: Die glücklichste Oberschicht der gelernten Arbeiter verdient bei neunstündiger Arbeitszeit etwa 3 Yen (6 deutsche Reichsmark). Dabei ist aber zu bemerken, daß die Kosten der Lebenshaltung sehr hoch sind. Um eine vierköpfige Familie ordentlich zu unterhalten, bedarf es pro Monat an die 100 Yen, d. h. zweihundert Mark, weshalb viele Arbeiter bis zu 12 Stunden täglich arbeiten. Die Frauenarbeit ist sehr verbreitet. Die Frauen sind meistens in den ungelernten Berufen beschäftigt, wo auch der männliche Arbeiter durchschnittlich nur 2½ Mark, die Frau bis herab zu 1,40 Mk. verdient. Dieser Lohn steht zwar noch bedeutend über dem der Frau in der britisch-indischen Industrie, doch sind wiederum die hohen Lebenshaltungskosten in Betracht zu ziehen.

An Sozialversicherung besteht in Japan einstweilen nur eine solche für Krankheitsfälle. Zu dieser Krankenversicherung trägt der Arbeiter 3 Prozent vom Lohn bei und der Unternehmer den gleichen Prozentsatz, während der Staat hauptsächlich für Verwaltungszwecke einen Beitrag von 8 Millionen Mark pro Jahr zuschießt.

Das Mindestalter für arbeitende Kinder ist im Bergbau (unter Tage) auf 16, für die übrige Industrie auf 14 Jahre gesetzlich festgelegt. Die Zahl der Arbeitslosen Japans (eine genaue Statistik existiert nicht) schätzt Matsuoka auf etwa 300 000. Der Einrichtung einer Arbeitslosenfürsorge suchen die Unternehmer in Japan mit dem Argument auszuweichen, daß in einem Lande, wo noch die Großfamilie (Sippenverfassung) besteht, diese die Pflicht habe, für erwerbslose Familienmitglieder zu sorgen.

Als das dringlichste, aller anderen überschattende Problem der japanischen Gewerkschaftsbewegung nennt Matsuoka den Kampf um die Anerkennung der Gewerkschaften. Daß die Unternehmer die Gewerkschaften bekämpfen, sei selbstverständlich, doch auch die Regierung sei ihnen nicht viel freundlicher gesinnt.



Sicherheit gegen schlagende Wetter?

Der Bielefelder Ingenieur Nellissen hat einen Grubensicherungsapparat konstruiert, der das Vorhandensein schlagender Wetter mit unbedingter Zuverlässigkeit anzeigen soll. Da trotz der behördlich anerkannten Eignung der Apparat nicht eingeführt worden ist (die Einführung soll durch Intrigen seitens der Konkurrenz hintertrieben worden sein), hat jetzt die Deutsche Volkspartei Erfindung und Erfinder (im Bilde) zum Gegenstand einer Anfrage im Preußischen Landtag gemacht.

Bata und die Wahrheit

Seit einigen Jahren bedient sich der tschechische Schuhmagnat Bata der Methode, bei Angriffen gegen ihn und seine Arbeitsmethoden durch Juristen untersuchen zu lassen, ob vielleicht in den Beschuldigungen Auslassungen vorkommen, die es möglich machen, den Verfasser solcher Ausführungen oder das betreffende Organ strafrechtlich zu verfolgen. Daß er sich auf solche Praktiken verlegt, anstatt die Ausführungen über die schlechten Arbeitsverhältnisse in seinem Unternehmen zu widerlegen, zeigt bereits, wie unsicher er sich fühlt und wie schlecht es mit seiner Sache bestellt ist. Auf Grund der oben erwähnten Methode hat Herr Bata bereits mehrere Prozesse geführt und dabei nach Möglichkeit für seine Fabrik und seine Artikel Propaganda gemacht. Einer dieser Prozesse richtete sich gegen das Aufsehen erregende Werk des Journalisten Philip. „Der unbekannte Diktator Thomas Bata“, in dem die jämmerlichen Zustände in den Bata-Betrieben beschrieben werden. Anhand dieser Ausführungen wurde seinerzeit auch von den Presseberichten des J. G. B. auf die Praktiken von Bata aufmerksam gemacht. Wenn auch Bata nicht so weit ging, daß er gegen den J. G. B. wegen seiner Hinweise auf das Buch von Philip einen Prozeß einleitete, so benützte der „unbekannte Diktator“ immerhin die Gelegenheit, solche Schritte gegenüber den tschechischen Organen zu unternehmen, die lediglich die Ausführungen des J. G. B. wiedergaben.

Der „sittlichen Entrüstung“ von Bata ist nun endlich ein Ziel gesetzt worden. Nachdem die Verbreitung des Buches von Philip während einiger Zeit verboten war, hat der Gerichtshof von Berlin nun die Sache behandelt und ein Urteil gefällt, demzufolge das Buch unter der Bedingung freigegeben wurde, daß ein paar Sätze und Titel unlesbar gemacht werden. Gleichzeitig wurde bestimmt, daß der Fabrikant Bata 90 Prozent der Prozeßkosten zu bezahlen hat, da sich die wichtigsten Beschuldigungen als wahr herausstellten.

Es ist zu hoffen, daß dieses Urteil dazu beitragen wird, die Opposition gegen die Praktiken des Herrn Bata zu stärken und gleichzeitig eine Verbesserung der Arbeitsverhältnisse in seinen Betrieben herbeizuführen.

Mertens über die Unternehmerorganisationen in Belgien

Auf der Gewerkschaftswoche in Antwerpen hielt Genosse Mertens ein Referat über die Unternehmerorganisationen Belgiens. Er legte dabei dar, daß das Zentrale Industrielle Komitee, die Landeszentrale der Unternehmer, im Kampfe gegen die Gewerkschaften — der ihre Hauptbeschäftigung ist — über fähige Techniker verfüge. Die Organisation der christlichen Unternehmer hat nicht die gleiche Bedeutung. Seit ihrer Gründung im Jahre 1925 hat sie sich jedoch in Flandern stark entwickelt. Es wäre deshalb ein Fehler, wenn die der belgischen Landeszentrale angeschlossenen freien Gewerkschaften dieser Organisation nicht die nötige Aufmerksamkeit schenken würden. Die christliche Unternehmervereinigung strebt angeblich darnach, im täglichen Leben christliche Prinzipien einzuführen. In Wirklichkeit geht es ihr jedoch darum, in Zusammenarbeit mit den christlichen Gewerkschaften allen Aktionen der freien Gewerkschaften entgegenzuwirken. Mertens forderte zum Schluß die anwesenden Gewerkschaftsführer auf, im Interesse der Verteidigung der Gewerkschaften dem Vorgehen der Unternehmer in allen Punkten die größte Aufmerksamkeit zu schenken.

Die niederländische Gewerkschaftsbewegung am 1. Januar 1929

Die Juli-Nummer der Monatsschrift des Statistischen Büros Hollands veröffentlicht die wichtigsten Angaben über den Umfang der gesamten niederländischen Gewerkschaftsbewegung am 1. Januar 1929. Die Gesamtzahl der gewerkschaftlich Organisierten war an diesem Datum 554,148 (1928: 520,131), wovon 36,496 Frauen (33,625). Es gibt 7 Landeszentralen, mit insgesamt 432,690 Mitgliedern (1928: 404,610) oder 78,1 Prozent der gewerkschaftlich Organisierten (77,8 Prozent). Die Mitgliederzahlen der verschiedenen Landeszentralen sowie die Prozentsätze der Gesamtzahl der Organisierten sind wie folgt: Nationales Arbeitssekretariat (teilweise kommunistisch) 16,079 und 2,9 Prozent (1928: 14,250 und 2,7 Prozent); Niederländischer Gewerkschaftsbund (freigewerkschaftlich) 217,390 und 39,2 Prozent (203,042 und 39,0 Prozent); Christlicher Gewerkschaftsbund (protestantisch) 57,518 und 10,4 Prozent (52,704 und 10,1 Prozent); Römisch-katholischer Arbeiterbund 110,384 und 19,9 Prozent (102,076 und 19,6 Prozent); Allgemeiner Niederländischer Gewerkschaftsbund (neutral) 12,619 und 2,3 Prozent (12,298 und 2,4 Prozent); Niederländischer Syndikalistischer Gewerkschaftsbund 2,934 und 0,5 Prozent (4,686 und 0,9 Prozent); Bund der Kopfarbeiter (neutral) 15,757 und 2,8 Prozent (15,554 und 3,0 Prozent).

Bei deutschen Juden in Palästina

Von Lola Landau.

Das Tal des Jordan, dort wo er den Tiberiassee verläßt, zweihundert Meter unter dem Meeresspiegel, wie die Mulde einer Riesenhand tief in das glühende Erdinnere eingepreßt, — dieses Tal, siedend von Sonne, wuchernd von Fruchtbarkeit und Fiebern, war noch vor zwanzig Jahren eine Wildnis.

Im Jahre 1908 wanderte ein Häuflein jüdischer Pioniere aus Rußland in Palästina ein und wühlten sich mit der ungestümen Kraft von Goldgräbern in diese Erdsenke. Das Unternehmen dieser Männer, die für ihr Volk die uralte Heimat wiedererwecken wollten, alich in diesem Landstrich, der nur von wilden Beduinen bewohnt war, einem phantastischen Abenteuer. Obwohl Sonne und Fieber ihre Leiber verbrannten, einige im Kampf gegen räuberische Araber fielen und andere vor Krankheit und Erschöpfung starben, entsumpften sie das Land, machten es urbar und wandelten es allmählich in eine tropische Pflanzung mit Weingärten, Bananenfeldern und Palmenhainen um.

So wuchs Daganiah, die erste jüdische Kommune, die, zunächst aus der Gemeinschaft einer losen Freundesgruppe entstanden, streng diesen Gemeinschaftsgeist in allen ihren Lebensformen durchführte. So wurde diese Kolonie zur Keimzelle der vielen landwirtschaftlichen Siedlungen in Palästina, die nach dem gleichen Prinzip gemeinsamen Besitzes und Ertrages bewirtschaftet wurden. Inmitten des mittelalterlichen Feudalsystems der arabischen Grundbesitzer mit ihrer Fronarbeit der ausgesogenen Fellachen bildeten diese jüdischen Kolonien die jüngsten Versuche einer neuen sozialen Ordnung ohne Herren und Knechte, ohne Unternehmer und Angestellte, die den Gedanken der Selbstarbeit als oberstes Gesetz für sich aufstellten.

Der Siedler, der mich durch die Pflanzungen und Ställe Daganiahs führte, hatte den schweren Schritt des Bauern. In seinem breiten Gesicht mit den großen blauen Augen stand ein zähes Lächeln.

„Wenn wir nur nach Palästina gekommen wären," sagte er langsam, „um einen neuen kleinen Nationalismus zu gründen, wären wir überflüssig in der Welt. Aber damals dachten wir, wir wollten ganz von vorne anfangen, ein gerechtes Leben aufbauen. Vielleicht in diesem Erdwinkel ein verrückter Messiasgedanke. Aber oft ist Idealismus gleichzeitig das Praktischste. Denn niemals hätte ein einzelner ohne die Gemeinschaft die ersten Jahre hier ausgehalten."

Voll Staunen betrachtete ich diesen sonderbaren Bauern, der in die Scholle zugleich den Samen einer Idee pflanzen wollte. Er war den Stall heruntergegangen, dessen helle Kacheln von Sauberkeit blitzten, und klopfte einer Kuh den breiten Nacken.

Markenhof.

„Der Anfang nämlich, das ist das Wichtigste," sagte er. „Darüber sind wir bereits hinaus. Aber diesen Anfang finden Sie jetzt wieder eine Stunde weiter, in der jungen Kolonie Markenhof."

„Markenhof?" rief ich. „Dort bin ich ja heut als Gast angemeldet. Woher stammt eigentlich dieser deutsche Name?"

„Markenhof hieß das Gut in Deutschland," antwortete der Siedler, „wo die Kerngruppe der Kolonie ihre landwirtschaftliche Ausbildung erhielt. Natürlich hat die Kolonie auch einen hebräischen Namen, Beth Sera, d. h. Haus der Saat. Aber Sie werden dort viel Deutsches finden. Man sagt, es ist die sauberste und ordentlichste Siedlung in Palästina. Und sie verstehen zu organisieren. Vielleicht," fügte er mit einem verschmitzten Lächeln hinzu, „organisieren sie sogar etwas zu gründlich. Aber es sind alles prächtige Burschen und Mädel, — Sie werden ja sehen."

Nach einer Stunde Wanderung durch glühende Getreidefelder tauchten die braunen Baracken Markenhofs auf, wie breite Schildkröten, die sich an die Erde klammerten. Dahinter schimmerten zwei weiße Steinhäuser mit Flachdächern.

„Schalom!" Mit diesem Willkommensgruß trat mir eine junge Frau im ärmellosen Arbeitskittel entgegen. Mit ihrem blühenden kräftigen Gesicht unter dem dunkelblonden Haar, ihren festen Händen und der ruhigen Sicherheit ihrer Bewegung erinnerte sie an eine Gutsfrau.

„Sie werden durchstig sein," sagte sie mit einfacher Freundlichkeit und führten mich in den Eßsaal der Baracke, wo lange Reihen blankgescheuerter Holztische und Bänke die Kargheit und Nüchternheit des Lebens verrieten. An der weißgetünchten Wand hing, wie eine fremde Erinnerung, ein glühendes Landschaftsbild, eine Reproduktion von Van Gogh. Gegenüber in einem Bücherschrank las ich die Namen: Goethe, Gottfried Keller, Schopenhauer, Nietzsche, Thomas Mann, Hermann Hesse, daneben viele hebräische Büchertitel.

Das Kinderheim.

„Alle arbeiten jetzt auf dem Felde," sagte Zeporah, meine junge Wirtin. „Ich muß in den Hühnerstall zurück. Vielleicht sehen Sie sich inzwischen unser Kinderheim an. Da die Mütter den ganzen Tag arbeiten, werden unsere Kinder in einem Gemeinschaftshause gepflegt und erzogen. Wir haben erst acht kleine Kinder," fügte sie hinzu, während eine mütterliche Freude in ihren Zügen aufbrach.

„Und wieviel gehören Ihnen davon?", fragte ich.

„Alle und keins," antwortete sie kurz. „Ich bin nicht verheiratet."

Als wir aus der Baracke heraustraten, schlug uns die Hitze wie sengendes Feuer entgegen. Ueberall auf den Feldern bewegten sich Männer und Frauen in der kochenden Glut. Wir gingen auf das große leuchtende Haus zu.

„Natürlich war es dieses Kinderheim, das zuerst gebaut wurde," erzählte Zeporah. „Nun sind die Kleinen und ein Teil unserer Leute wenigstens unter festem Dach. Denn, Sie müssen wissen, das ist unser vierter Platz, seitdem wir vor sieben Jahren nach Palästina gekommen sind. Zuerst nahmen wir Lohnarbeit in den Orangengärten an. Wir wohnten in Zelten. Von den mancherlei Plagen waren die Fliegen wohl die ärgsten. Dann wurden wir in Afuleh in der Ebene angesiedelt. Nun begann die böseste Zeit. Denn wir hatten kein Wasser für den Boden, die Erde war störrisch, gab nichts her, wir quälten uns und kamen nicht vorwärts. Damals waren wir so arm, daß wir oft nicht Zucker für den Tee hatten. Endlich erhielten wir dieses Land in Pacht. Aber während die Häuser gebaut wurden, wohnten wir auf einem nahen Hügel in den Lehmhütten eines verlassenen arabischen Dorfes. Eines Tages im vorigen Sommer — ich hatte gerade Vertretungsdienst bei den Kindern und badete die Kleinen — fängt der Boden unter mir an zu schaukeln. Ich packe die Kinder, wie sie sind, und stürze heraus. Eine Sekunde später krachte die Hütte unter einem furchtbaren Erdbeben zusammen. Wie durch ein Wunder war keiner von uns verletzt. In diesem Sommer schliefen und wohnten wir unter freiem Himmel."

Sie schwieg. Auch ich konnte kein Wort hervorbringen.

Wir traten in das Haus ein. Doppeltüren, ein Vorflur und mit Drahtnetzen vergitterte Fenster sperrten dieses Heim der Zukunft gegen Tod und Krankheit, gegen die heimtückische Malariamücke ab.

„Uriel! Miriam!" rief meine Begleiterin.

Ein Schwarm kleiner Kinder stürzte uns entgegen, pausbäckige Geschöpfe von strotzender Gesundheit und Lieblichkeit.

„Ja, Kinder und Hühner gedeihen am besten in Palästina," lachte Zeporah.

Die hellen Räume mit den kleinen Betten unter schneeweißen Moskitonetzen, mit den buntbemalten Kindermöbeln, dem Blumenfries an der Wand mitten in der Unwirtlichkeit eines halbzivilisierten Landes wirkten wie ein verzaubertes Paradies. Ich begriff, das war Europa, die Kultur des Westens, die diese Menschen unter unsäglichen Mühen nach Asien verpflanzen wollten.



Bilder vom Kriegsschauplatz

Arabische Beduinen der Stämme, die jetzt von Transjordanien in Palästina einzudringen versuchen — und die Jaffa-Straße in Tel-Aviv, wo besonders blutige Zusammenstöße zwischen Juden und Arabern erfolgten.

„Alle diese Möbel hat Gabriel, unser junger Philosoph und Tischler, selbst gezimmert und gemalt," unterbrach Zeporah meine Gedanken.

Hinter den Kindern war eine zierliche Frau im weißen Kittel der Kinderpflegerin eingetreten. Ihre schwarzen schönen Augen blickten unruhig.

„Was soll ich tun, Zeporah? Der eine Säugling hat Ausschlag."

„Beunruhige dich nicht, Heika! Ich lasse heute Salbe aus der Stadt bringen."

Wieder strahlte Ruhe und Sicherheit von der Aelteren aus. Nachdem sie uns bald darauf verlassen hatte, erzählte mir Heika, daß Zeporah die Seele der Kolonie sei. Obwohl kinderlos, wäre sie für alle eine Art Mutter.

„Sie leitet die Hühnerzucht, besorgt Einkauf und Verkauf führt die Rechnungsbücher. Und immer ist sie heiter." Nachdenklich sah Heika zu Boden.

„Ich habe vorigen Sommer mein erstes Kind an Malaria verloren. Wenn ich nur mein zweites behalten darf!" Sie hob einen Säugling aus dem Bett und preßte ihn an sich. „Jetzt im Frühling sehen die Kinder prächtig aus. Aber gegen die Hitze im Sommer mit den erstickenden Wüstenwinden sind wir ohnmächtig. Kinder sind wie welke Blumen. Sie essen nicht, schlafen nicht, fiebern. Man will selber gerne leiden; aber die Kinder leiden sehen, ist schwer."

„Aber warum haben Sie sich in Palästina gerade in dem heißesten Klima niedergelassen?"

Heika blickte mich erstaunt an. „Bei vierzig Grad Hitze gedeihen Bananen. Das ist für uns das Wichtigste. Haben Sie schon die Stauden gesehen?"

Stürmisch zogen uns die Kinder in das Freie, um mir die Bananenfelder zu zeigen. Hohe Strohwände zu beiden Seiten schützten die tropischen Pflanzen vor jedm Lufthauch. Soeben waren ein Bursche und ein Mädchen beschäftigt, die Pflöcke zu befestigen. Das Mädchen wickelte den Draht auf und reichte ihn dem Manne, dessen Hals und Gesicht von Schweiß glänzten. Sie arbeiteten stumm nebeneinander mit schnellen, fast rhythmischen Bewegungen.

„Das ist Michael," erklärte mir Heika. „Der einzige Junge aus einem reichen Hamburger Hause Er sollte in das Exportgeschäft seines Vaters eintreten. Eines Tages war er auf und davon. Er hatte sich auf einem Frachtdampfer nach Alexandria eingeschifft, um nach Palästina zu fahren."

Benjamin und Jehuda.

Wir traten in das Dickicht der Bananensträucher ein. Blutrot, ein breiter Kolben, schoß die Blüte aus den fleischigen Blättern hervor. Hier und dort sah man schon, wie sich unter den Blütenblättern Schicht an Schicht die giftgrüne Fruchtdolde aufrollte, ein Wachstum, das fast etwas Gewalttätiges hatte. Ein Mann mit offenem Hemd, die nackten Füße in der schlammigen Erde, ließ Wasser in die Gräben stürzen, das sofort gierig aufgesogen wurde. Als er näher kam, bemerkte ich die scharfen Gelehrtenaugen unter der Brille. Er grüßte kurz und kehrte um.

"Das ist Benjamin," sagte Heika. „Unser fleißiger Arbeiter. Er hatte schon in Berlin das Staatsexamen für Medizin gemacht und ein Jahr praktiziert. Da warf er plötzlich alles hin und kam zu uns."

Auf dem Rückweg sahen wir auf dem Traktor einen stattlichen jungen Arbeiter, der sich auf der holprigen Maschine so stolz und schön hielt, als führe er zu einem Fest über die schweren Schollen. Seine übermütigen strahlenden Augen blickten Heika an. Auch sie lachte.

„Das ist Jehuda, mein Junge."

„Das ist Jehuda, mein Junge."

„Ihr Junge?"

„Nun ja, mein Mann. Wir Verheirateten sagen hier so. Es klingt kameradschaftlicher. Wollen Sie sich jetzt bis zum Abendbrot in meinem Zimmer ausruhen?"

Erholungszeit.

Sie führte mich in das kleine Steinhaus, wo die Ehepaare, jedes in einem gesonderten Raum, und auch einige der älteren Arbeitsgenossen wohnten. Hier verbrachten die überangestrengten Menschen die knappen Stunden ihres persönlichen Lebens, die nicht der Gemeinschaft gehörten. Ein Bett, ein Sofa, ein kleines ungestrichenes Bücherregal, das von einer orientalischen Decke verkleidet wurde, das war die Einrichtung des Zimmers, in dem Heika und Jehuda lebten. Aber in einem blauen Kunstglase leuchteten purpurrote Granatapfelblüten. Und daneben lag das Buch von Remarque: „Im Westen nichts Neues." Bei aller mönchischen Kargheit und Strenge wehte ein Duft von Schönheit und geistiger Kultur durch den Raum.

Der Gong ertönte. Von den Feldern liefen Arbeiter und Arbeiterinnen in die Duschräume, um sich zu waschen und umzukleiden. Ich sah, wie einige Männer und Frauen in das Kinderheim hasteten, um noch ihre Kleinen vor dem Schlafengehen zu umarmen. Einige Minuten später waren alle im Eßsaal versammelt. Zwei Mädchen, die den Küchendienst versahen — eine Arbeit, die der Reihe nach alle Siedlerinnen drei Monate übernehmen müssen —, trugen in einfachen Blechschüsseln die Suppe auf. Selbst gebackenes Schwarzbrot und Tomaten standen auf den ungedeckten Tischen, dazu Kannen voll Tee. Butter war für jeden auf dem Teller abgemessen, da die Wirtschaft den Ertrag der verkauften Butter notwendig brauchte. Ich mußte daran denken, daß mir Zeporah gesagt hatte: „Wir sind noch im ersten Aufbau. Wir müssen an allem sparen, auch an unserem Essen. Die Kinder natürlich bekommen besondere gute Ernährung."

Aber vor diesem schmucklosen Mahl saßen in hellen Kleidern, mit gelösten wachen Gesichtern die seltsam verwandelten Menschen, die mit der Arbeitstracht auch alle Schwere des Alltags abgeworfen zu haben schienen. Man glaubte sich in eine Wandergruppe der deutschen Jugendbewegung versetzt, von der ja auch diese kleine Gemeinschaft einmal ihren Ursprung genommen hatte; man fühlte sich in diesen Holzwänden wie in einer Schutzhütte bei einem fröhlichen Ausflug, aber nicht bei Bauern, die von der Mühsal des Tages mit dumpfen Gliedern und Köpfen ausruhten. Mein Blick suchte Heika, von dunklem Reiz in ihrer buntgestickten Bluse. Jehuda bemerkte ich am anderen Tisch. Denn mit Absicht setzten sich die Ehepaare nicht zusammen, um das Gefühl der großen einheitlichen Freundesfamilie nicht zu stören.

Gelächter und Neckereien folgen um den Tisch. Zeporah erzählte von ihren Erlebnissen auf dem arabischen Markt, und Jehuda, frech und lustig wie ein Schuljunge, begann nicht ohne schauspielerische Begabung die Szene eines Beduinenhandels nachzuspielen.

Am anderen Ende des Tisches hatte sich zwischen Gabriel, dem jungen Tischler, der die Kindermöbel gezimmert hatte, und Esther, einer ehemaligen Philosophiestudentin, ein heftiges Gespräch über religiöse Erziehung entwickelt. Neben mir saß Benjamin, schweigsam, in Gedanken.

Da fragte ich ihn unvermittelt, warum er sich nicht eigentlich lieber als Arzt in Palästina niedergelassen hätte.

Er fuhr heftig auf. „Geistige Arbeit ist heute noch Luxus. Jeder, der nicht Krüppel ist, muß die Erde anpacken. Nur die Erde gibt neue Kraft. Und glauben Sie etwa, es gehört keine Wissenschaft dazu, das Land zu bebauen? Jetzt sind Bananen meine Patienten. Heute entdeckte ich einen Schädling," und er begann, während alle am Tisch aufmerksam zuhörten, einen Vortrag über das Wesen dieser Insektenart zu halten.

Plötzlich kam Michael, der Sohn der reichen Hamburger Familie zu mir heran.

„Sie kommen aus Deutschland? Waren Sie kürzlich in Hamburg?"

„Erst diesen Winter."

„Waren Sie auch im Theater? In den Kammerspielen? Was wurde gegeben? Ich habe damals keine Premiere versäumt."

Aus seinen gebränten, verarbeiteten Zügen sprach Europaheimweh.

„Fahren Sie nicht einmal auf Urlaub?" fragte ich.

„Ich war kürzlich dort. Aber ich bin diesem Leben entfremdet. Geld, Ehrgeiz, Gesellschaft, das sind schattenhafte Begriffe für uns alle geworden."

Arbeitsberatung.

Das Geschirr wurde abgetragen. Die Gespräche verstummten, man rückte an einem Tisch zusammen, ja sogar Jehuda brach mitten in einem Witz ab.

„Was geschieht denn jetzt?" fragte ich verwundert Zeporah. „Ist denn immer noch nicht Feierabend?"

„Arbeitsberatung für morgen. Jeden Abend besprechen wir gemeinsam den Wirtschaftsplan des nächsten Tages und teilen die Arbeit ein."

Schon horchten alle gespannt auf.

Benjamin forderte, daß zwei Pflegerinnen des Kinderheims bei der Arbeit auf den Bananenfeldern mithelfen sollten.

„Wir haben zuviel unproduktive Arbeit. Warum jeden Tag Spaziergänge und Beschäftigung mit den Kindern?"

Einige widersprachen heftig. „Die Kinderpflege darf aber nicht vernachlässigt werden."

„So. Aber die Wirtschaft soll warten? Wir müssen dieses Jahr alle Kräfte anstrengen. Und werden unsere Kinder etwa wie Bauernkinder erzogen? Man verwöhnt sie —"

Da sprang Heika mit flammenden Augen auf. „Die Aufzucht der Kinder, ihre sorgsamste Erziehung zur Fortsetzung unserer Gemeinschaftsidee gehört zu unserer wichtigsten Arbeit. Wir sind keine private Bauernwirtschaft."

Plötzlich nannte Zeporah einige nüchterne Zahlen, und ihrer ruhigen, sicheren Art gelang es sofort, Einigung zu schaffen. Es wurde beschlossen, daß eine Kinderpflegerin die nächsten Tage auf dem Felde arbeiten sollte.

Mit einem Sprung war Jehuda aus der Tür und im Freien. Er faßte Michael und Heika an den Schultern. „Kommt! Wir wollen uns die schäbigen Zahlen aus dem Kopfe tanzen."

Und schon schwangen die drei sich in dem Rundtanz der Horra, dem neuen Gemeinschaftstanz des verjüngten Landes. Andere sprangen in den Kreis, der sich weitete; ein Arm auf der Schulter des Nächsten, wurden sie voneinander gehoben, geschleudert, mitgerissen. Und während alle das Pionierlied sangen: „Wenn nicht heute, wann dann?“ stampften die Tanzenden immer wilder, immer extatischer die nackte, Erde, die verzückt unter ihren Füßen mitzukreisen schien. Diese uralte Heimaterde, die sie liebten, für die sie sich aufopferten, die täglich ihren Schweiß und ihr Blut sog, sie schien gleichzeitig eine wunderbare übermenschliche Kraft in ihre Glieder auszuströmen.

„Wen nicht heute, wann dann?“ —

Lebenstrotz, fanatischer Wille band diese Menschenkette zu einem unlöslichen Reigen der Gemeinschaft. Immer lauter scholl der Gesang unter dem schweigenden Glitzern des südlichen Himmels.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 416,1

Sonntag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes. 16: Vorträge. 17: Konzertübertragung aus Warschau. 18,35: Vorträge. 19,50: Von Posen. 22,45: Tanzmusik.

Montag. 16,20: Schallplattenkonzert. 17,25: Vortrag. 18: Konzert. 19,20: Polnisch. 20: Vortrag. 20,30: Uebertragung aus Wien. 22: Die Abendberichte.

Warschau — Welle 1415

Sonntag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes aus Wilna. 15: Schallplattenkonzert. 16: Vorträge. 17: Konzert. 18: Vorträge. 20,05: Von Kattowitz. 20,30: Abendkonzert, Berichte und Tanzmusik.

Montag. 12,05: Schallplattenkonzert und Mittagsberichte. 16,30: Vortrag. 16,40: Konzert auf Schallplatten. 17,25: Vortrag. 17,50: Nachrichten. 18: Unterhaltungskonzert. 19: Verschiedenes. 20,05: Französisch. 20,30: Uebertragung aus Wien.

Gleiwitz Welle 325. Breslau Welle 253

Allgemeine Tageseinteilung.

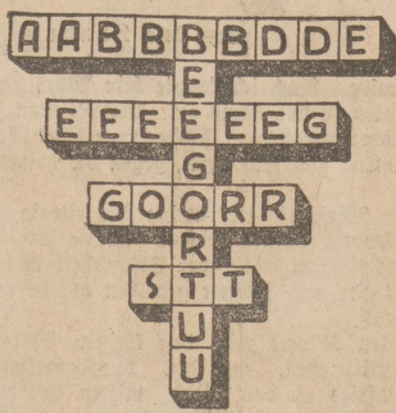
11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13,06: Nauener Zeitzeichen. 13,06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15,35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19,20: Wetterbericht. 22,00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24,00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag, den 1. September. 8,45 Uhr: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9.00: Morgenkonzert auf Schallplatten. 11.00: Katholische Morgenfeier. 12.00: Freireligiöse Feier. 14.00: Zehn Minuten für den Kleingärtner. 14.10: Abt. Welt und Wanderung. 14.35 Schachfunk. 15.00: Stunde des Landwirts. 15.25: Kinderstunde. 16: Musikfunk. 16.30. Uebertragung aus Frankfurt a. M.: Huldigungsfahrt zum dtsch. Rhein. 17: Uebertragung aus der Terrassengaststätte der Jahrhunderthalle: Gartenkonzert. 18.30: Von der Waterkant. 19.25: Für die Landwirtschaft. 19.25: Abt. Physik. 19,50: Abt. Musik. 20.15: Das gestörte Konzert. 22,10: Die Abendberichte. 22.30: Uebertragung aus Berlin: Völkerbundskonzert.

Montag, 2. September: 16.00: Abt. Wohlfahrtspflege. 16.30: Virtuosen auf Schallplatten. 17,30: Musikfunk für Kinder. 18,15: Berichte über Kunst und Literatur 18.40: Hans Bredowschule, Abt. Handelslehre. 19.05: Für die Landwirtschaft. 19.05: Slawische Musik. 20.00: Uebertragung aus dem Stadttheater Breslau: Der Freischütz. Anschließend: Abendberichte, Funktechnischer Briefkasten. Beantwortung funktechnischer Anfragen und Bericht des Deutschen Landwirtschaftsrats.

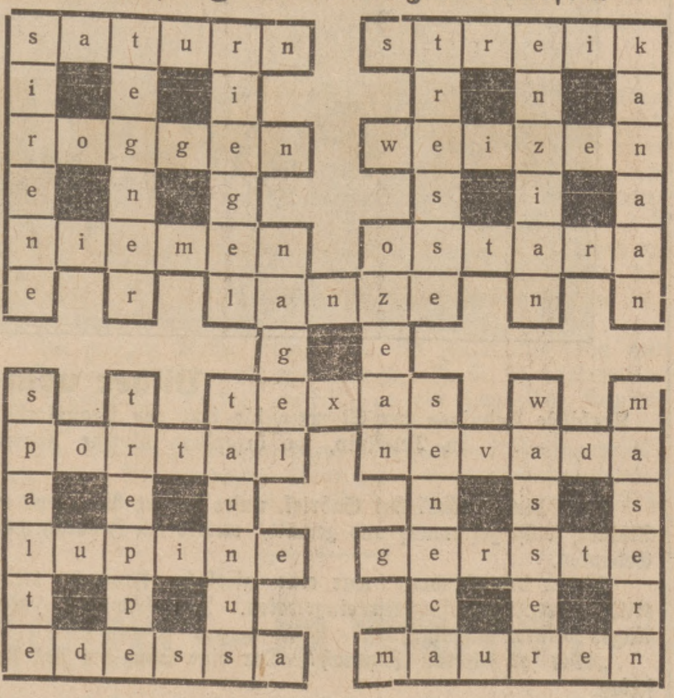
Rätselecke



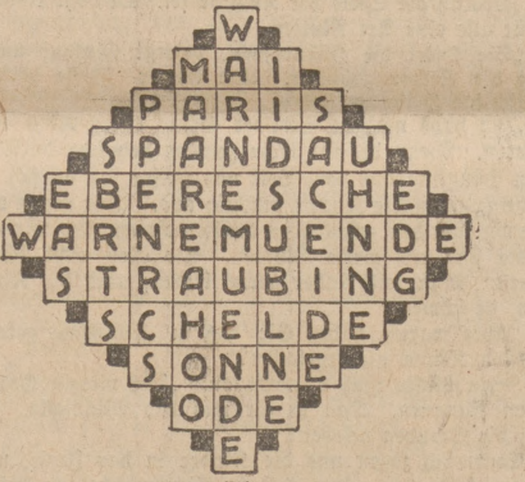
T-Rätsel

Die Figurenteile des T ergeben wagerecht und senkrecht den Namen einer Unterkunftshütte im Gebirge. Die wagerechten Reihen bedeuten: 1. Rosenart, 2. Fluß in Schlesien, 3. Besitzung.

Auflösung des Kreuzworträtsels



Auflösung des Diamanträtsels



Auflösung des Silbenrätsels

Gesang und Scherz, machen froh das Herz.

1. Graveur. 2. Eiche. 3. Sahne. 4. Amerika. 5. Nanny. 6. Gefährte. 7. Ulrich. 8. Niobe. 9. Dahlie. 10. Soda. 11. Chauffeur. 12. Husten. 13. Ethik. 14. Riege. 15. Zirkel. 16. Mozart.

Mitteilungen
des Bundes für Arbeiterbildung

Kattowitz. Am Dienstag, den 3. September 1929, abends 7½ Uhr, findet auf Zimmer 15 des Zentralhotels eine Vorstandssitzung statt, wozu die Delegierten der Kulturvereine hiermit eingeladen werden.

Versammlungskalender

Programm der D. S. J. P. Königshütte.

Montag, den 2. September: Spiele im Freien, anschießend Leseprobe.

Dienstag, den 3. September: Musikabend.

Mittwoch, den 4. September: Rote Falken.

Donnerstag, den 5. September: Spiel im Freien.

Freitag, den 6. September: Monatsversammlung, vorher Vorstandssitzung.

Sonntag, den 8. September: Teilnahme am Stiftungsfest in Beuthen.

Mittwoch, den 4. September: Bezirksvorstandssitzung in Kattowitz, Zentralhotel, abends 7½ Uhr.

Kattowitz. (Freidenker.) Am Sonntag, den 8. September 1929, nachmittags 2 Uhr, findet eine Bezirksversammlung statt. Die Ortsgruppen werden ersucht, recht vollzählig zu erscheinen, da hauptsächlich das neue Feuerbestattungswesen besprochen wird. Der Vorstand.

Kattowitz. (Ortsausschuß.) Den Gewerkschaftsmitgliedern und Parteigenossen, die mit ihren Kindern am Gewerkschaftsfest in Zalenze teilnehmen, wird empfohlen, Trinkbecher für die Kinder mitzubringen.

Königshütte. (Verband ehem. Kriegs- u. Zivilgefangener.) Sonntag, den 1. September, abends um 7 Uhr, findet eine außerordentliche Generalversammlung statt. Wegen der wichtigen Tagesordnung wird gebeten, zahlreich zu erscheinen.

Königshütte. (Radfahrer.) Die Mitgliedersitzung des Arbeiter-Radfahrervereins „Solidarität“ findet am Sonntag, den 1. September, im Bibliothekzimmer des „Dom Ludowy“ (Volkshaus), vormittags 10 Uhr, statt. Pflicht eines jeden Sportgenossen ist es, zu erscheinen. Diejenigen freien Radler, die dem Verein noch fern stehen, sind herzlichst willkommen.

Schlesiengrube. (Verband der Bergbauindustriearbeiter.) Am Sonntag, den 1. September, vormittags 9½ Uhr, findet die fällige Monatsversammlung im Vereinszimmer beim Herrn Scheliga statt. Referent: Kam. Nietsch.

Siemianowitz. (Kartellsitzung.) Am Sonnabend, den 31. d. Mts., abends 7½ Uhr, findet bei Herrn Kozdon eine Sitzung des Ortskartells statt, zu der der Vorstand der Jugendgruppe besonders eingeladen wird.

Nickischschacht-Schoppinitz. (Gewerkschaftsfest.) **Allen unseren Mitgliedern zur weiteren Kenntnisnahme, daß zu dem** Fest nach Zalenze (Grünfeld) gemeinsame Abfahrt mit Kindern um 2 Uhr nachmittags, vom Bahnhof Schoppinitz nach Kattowitz erfolgt Nachher Treffpunkt im Zentralhotel.

Janow. (Freidenker.) Am Sonntag, den 1. September, findet bei Herrn Wyglynda in Janow eine Mitgliederversammlung der Freidenker und Feuerbestattung, Ortsgruppe Jonow, um 10 Uhr vormittags, statt.

Nikolai. (D. M. V.) Am Sonnabend, den 31. d. Mts., abends 6 Uhr, findet die fällige Mitgliederversammlung statt. Lokal Kurpas, Sohrauerstraße. Referent erscheint.

Nikolai. (Freie Sänger.) Diejenigen Mitglieder, welche am Sonntag, den 1. September, über freie Zeit verfügen, beteiligen sich am Gewerkschaftsfest in Zalenze. Abfahrt von Nikolai um 13 Uhr.

Werbet ständig neue Leser für den Volkswille!